

# Switchboard

Nr. 207 | HerbstWinter 2014 | Eur 12,-

Zeitschrift für Männer und Jungenarbeit



## StraßenMänner

Jungenarbeit auf dem Land | Beziehungen unter Männern  
Vielfalt von Männlichkeiten | Gendergerechte Reiseplanung



## »So klassische Obdachlose haben wir ganz, ganz selten.«

Frank Keil

► 06



## Die Scham der verlorenen Söhne

Alexander Bentheim

► 12



## »Schwellenangst.« Bilder aus dem Pik As, Hamburg

Frank Keil | Heike Ollertz

► 22



## Arbeit mit Jungen fernab der Metropolen

Matthias Scheibe

► 34



## Beziehungen unter Männern

Detlef Förster | Bernd Stude

► 42

## Moin!

Wie der Seite 3 schon zu entnehmen war: dies ist nach 25 Jahren das letzte *Switchboard*. Noch einmal wollen wir aber in gewohnter Form auf Themen aufmerksam machen, die wir für erwähnenswert halten – allen voran in unserem Schwerpunkt auf eines der derzeit wichtigsten: die (drohende) Obdachlosigkeit, die immer mehr Menschen, und darunter offensichtlich immer mehr Männer, nicht nur jetzt im Winter kalt erwischt.

Unser Freund und Kollege Frank Keil, für die Produktion des Straßenmagazins *Hinz&Kunzt* in Hamburg mitverantwortlich, hat dabei einmal mehr seine journalistische Kompetenz zur Verfügung gestellt – auch damit man, so sein Credo, »allen Verkäufern, die jeden Tag mit einer interessanten Zeitung vor dem Einkaufszentrum stehen, diese nicht aus Mitleid abkauft; nicht aus irgendeinem unklaren, schlechten Gewissen heraus, das niemanden weiterhilft, schon gar nicht den Obdachlosen und von Obdachlosigkeit Bedrohten. Sondern abkauft, weil die Zeitung gut ist, lesenswert und informativ, auch unterhaltsam, und man den Verkäufern damit auf Augenhöhe – wie anderen Verkäufern von was auch immer – begegnen kann. Was jedem gut tut«. Ergebnis unserer Arbeit am Schwerpunkt: Gespräche, Geschichten, Bilder, die einmal mehr die anhaltende Dringlichkeit des Themas aufzeigen wollen. »Wenn sich etwas von unserem Anspruch und unserer Überzeugung – des Interesses und des Respektes für Männer und Frauen in ihren prekären Lebenslagen – im letzten *Switchboard* vermitteln lässt«, so der Kollege, »es würde mich sehr freuen«. Das sehen wir genau so.

Allen eine anregende Lektüre, ein letztes Mal in der gewohnten Form, und wir freuen uns, viele zum ersten »Heartbeat« im April wieder begrüßen zu können!

## StraßenMänner

- 06 Frank Keil »So klassische Obdachlose haben wir ganz, ganz selten.« Ein Tag im *Café Jerusalem* in Neumünster. Wo Männer wirklich kein Gemüse mögen, ein Zimmer für sich alleine nicht hilft und ich Wölfi kennenlernen..
- 12 Alexander Bentheim **Die Scham der verlorenen Söhne** Interview mit Andreas Stasiewicz, Projektleiter "PLATA - hoffnungsorte hamburg", Hamburg.
- 18 Frank Keil »Die Menschen sind da und zugleich nicht da.« Ein Gespräch mit Ari Saarto, finnischer Fotokünstler, über Behausungen für Obdachlose in Helsinki und Tokio und warum er nicht die Menschen zeigt.
- 22 Frank Keil »Ich hatte Schwellenangst.« Heike Ollertz fotografierte im Hamburger *Pik As*. Und fragte sich, was sie zeigen möchte und wann die Kamera doch in der Tasche bleibt.
- 28 Frank Keil »Man kann es auch so sagen: Solidarität wird bestraft.« Ein Gespräch mit der Sozialarbeiterin Isabel Kohler über Pierre Bourdieus Funktionsmodell, wohnungslose Auszubildende und die ungebrochene Lust an Schrankwänden.
- 32 Frank Keil »Ich hab nicht gedacht, dass sich alles zum Guten wendet.« Horst Breforth ist 72 Jahre. In denen hat er vor allem gelernt, dass es irgendetwas immer weiter geht.
- 33 Alexander Bentheim **StraßenMänner - ein Thema auch bei YouTube** Eine Auswahl aktueller Dokumentationen.

## Weitere Themen

- 34 Matthias Scheibe **Arbeit mit Jungen fernab der Metropolen** Erster Fachtage für Jungenarbeit und Jungenpädagogik in Südhüringen: Vernetzung als praktische Option
- 40 Netzwerk Forum Männer **Vielfalt von Männlichkeiten** Eine Tagung der Heinrich Böll Stiftung diskutierte den Wandel von Rollen und Realitäten
- 42 Detlef Förster | Bernd Stude **Beziehungen unter Männern** Ein Workshopbericht.
- 46 Thomas Gesterkamp **Väter wollen nicht nur den Kofferraum packen** Auch die Urlaubsplanung verträgt eine gendergerechte Modernisierung

## Rubriken

- 48 **Männerheilkunde** Sexuelles entdecken (II) Werner Szeimis | Nikotin schädigt Samenzellen und vermindert Fruchtbarkeit | Männer finden schwangere Frauen attraktiv | Hodenkrebs: Zweite Meinung führt zu verbesserter Therapie | Angst und Ärger verleiten Autofahrer zum Rasen



© derHarry / photocase.de

- 51 **Die Kleine Presseschau**
- 52 **Männerkörpereien** Von Stubenfliegen und männlichen Lernprozessen Michael Meurer
- 54 **Die Buschtrommel** Ausstellung über Männer in der Familie | Jungs und Facebook | Faktenservice der Hans-Böckler-Stiftung | Kein Schulabschluss und trotzdem schlau! Studie sucht Männer | Projekt MaKi - Mehr Männer in die Kinderbetreuung | Väter und Inanspruchnahme des Elterngeldes | Nachruf auf Dietmar Nikolai Webel
- 58 **Gedrucktes** un-gewohnt. Wohnungslose Menschen stellen sich vor. Fotos und Lebensgeschichten | Jungenpädagogik zwischen Tradierung und Veränderung | Sexualisierte Gewalt gegen Jungen | Die sichere Lust - Verhütung für den Mann | Der gastrosexuelle Mann | Plädoyer für eine linke Männerpolitik | ax-o Handbuch Jungenarbeit | Mein Kind macht Probleme | Mann berät Mann | Wasserstand und Tauchtiefe | Alles was war | Arztroman | Geschenk | Als David seine Stimme verlor | Feuerwache II | Bierfest | Simon Superhase | Manchmal ist ein Fasan eine Ente | Mein Papa ist Hirnforscher | RoccoCalzone

## Service

- 68 **Termine**
- 70 **Fernsehen / Hörfunk**
- 71 **Anzeigen / Impressum**

## »So klassische Obdachlose haben wir ganz, ganz selten.«

Ein Tag im »Café Jerusalem« in Neumünster. Wo Männer wirklich kein Gemüse mögen, ein Zimmer für sich alleine nicht hilft und ich Wölfi kennenlerne.

Frank Keil

»Eine Dose für die Katze oder einen Snack für den Hund?«

»Katze.«

»Champignons?«

»Nee!«

»Zucchini?«

»Nee!«

»Salat?«

»Nee!«

»Vielleicht Rosenkohl?«

Wieder schüttelt Herr M. energisch den Kopf – ganz klar: Gemüse, also gesundes Essen, das ist nicht sein Ding. Und er lässt die Rettiche links liegen und die Auberginen und den

Brokkoli, den er nicht einmal anschaut. Okay – er nimmt Tomaten und er nimmt Kartoffeln und Quark und eine Packung Aufschnitt. Etwas geräuchertes, in Scheiben.

Es ist kurz nach 14 Uhr, und ich helfe mit, im *Café Jerusalem* in der schleswig-holsteinischen Kleinstadt Neumünster Essenskisten zu bestücken, damit Menschen, die man hier niemals »Klienten« oder »Hilfsbedürftige« nennen würde, sondern zu denen man sehr höflich »Gäste« sagt, es einigermäßen gut über das kommende Wochenende schaffen. Denn samstags

und sonntags hat das *Jerusalem* geschlossen, dann müssen sie alleine sehen, wo es was zu essen gibt. Und so können sie für zwei Euro vorausschauend eine Essenskiste bekommen, bestückt aus gespendeten Lebensmitteln, die mal üppiger, mal weniger üppig ausfallen.

Geduldig warten alle, bis ihre Nummer dran ist, stellen sich dann zu zweit vor den Ausgabetisch und werden befragt, was sie mitnehmen wollen und was nicht. Die Männer also lassen das Gemüse meist unbeachtet liegen; die Frau sagen »Oh, gerne«, geht es um



© Johannes Stahl / photocase.de

Blattsalat, um Porree oder um Pastinaken. Paare – auch diese gibt es – beratschlagen schnell, was man aus dem Angebotenen kochen könnte. Und alle haben ausreichend Tüten und Taschen dabei, damit sie die Lebensmittel aus den länglich-sperrigen Kisten gut umpacken können.

Und ich – das nur nebenbei – schaue mir dabei zu, wie ich die Kisten bestücke und wie ich mal mehr, mal weniger gebe. Lächelt mich jemand an, macht jemand einen kecken Spruch, ist es schnell mal ein Joghurt mehr oder ich nehme eine ganze, volle Hand Mandarinen. Steht da jemand mürrisch vor mir, schaut mich gar nicht an, unterbleibt das. Das merke ich natürlich und steuere sofort gegen. Trotzdem. So schnell geht das also. Auch bei mir, was ich vorher nicht gedacht hätte.

Neumünster, 76.000 Einwohner, Tendenz sinkend. Und ich komme aus Hamburg, eine Bahnstunde entfernt, was diesmal wegen des Bahnstreiks nicht zählt. 1,8 Millionen Einwohner, Tendenz steigend, und zwar steil steigend. Das ist nicht unwichtig: Auch die Armen, die bisher Gescheiterten, die am Rande Lebenden und nicht zuletzt die schlecht ausgebildeten Menschen, und am Ende auch die Alten, drängt es in die Städte, wo es nicht zuletzt mehr Hilfseinrichtungen gibt, die einem im postmodernen Deutschland das Überleben einigermaßen sichern, und das flache Land leert sich. In etwa so wie in der Dritten Welt. Nur nicht so krass. Noch nicht so krass. Aber ein Trend – so meine ich zu erkennen – ist auszumachen.

Andreas (korrekt müsste ich schreiben: Andreas Böhm) leitet das *Café Jerusalem*, das Frühstück und einen Mittagstisch anbietet und zu dem auch eine Kleiderkammer gehört. Der das Gespräch führt, wenn man nicht mehr weiter weiß, weil man nicht mehr weiter weiß. Aus verständlichen Gründen befindet sich das *Jerusalem* wie viele dieser Einrichtungen in Bahnhofsnähe. Es wird von einem Verein getragen, der sich wie folgt nennt und so auch seine Nähe zur evangelikalen Szene sichtbar macht: *Verein für missionarische Sozialarbeit der Evangelischen*



© Norbert Schneider / photocase.de

*Allianz Neumünster e.V.* Es gibt fünf Angestellte in Voll- und Halbzeit, die auf etwa 30 Ehrenamtliche zurückgreifen können und das auch müssen. Und – wichtig – der Verein gibt eine Straßenzeitung heraus, den *Die Jerusalemm*, mit einer Auflage von 2.500 Exemplaren. Café-eigene Verkäufer kaufen sie zum Einkaufspreis von 1,10 Euro das Heft, verkaufen es an Neumünsteraner Passanten für zwei Euro und verdienen so pro Exemplar 90 Cent an Geld, dass sie dringend brauchen.

Ich habe Andreas gebeten, mal einen Tag bei ihnen mitlaufen zu dürfen, von Anfang bis Ende. Und er hat mir netterweise einen kleinen Dienstplan zusammengestellt, damit ich selbst erlebe, was hier los ist (und auch was nicht) und es nicht nur erzählt bekomme.

Wir kennen uns seit ein paar Jahren. Damals im Sommer 2010 wandte sich Andreas an mich als Journalisten des Straßenmagazins *Hinz&Kunzt* aus Hamburg, das in Deutschland das größte seiner Art ist. Er hatte etwas Schockierendes erlebt, dass seiner Meinung nach an die Öffentlichkeit

sollte und müsste: Er hatte bei einem Gast, als dieser sich im Café duschte (diese Möglichkeit gibt es, wie in anderen Einrichtungen auch) am ganzen Körper kleine Bissspuren entdeckt. Herr K. – ein schwerer Alkoholiker – war schlicht von Ratten angefressen worden. In unserem Land, mitten unter uns, im 21. Jahrhundert.

Herr K. lebte in einem völlig vollgemüllten Zimmer in einer Art Abbruchhaus, wo die Stadt Neumünster Menschen untergebracht hatte, damit sie nicht auf der Straße leben müssen (in Neumünster hat man das nicht so gerne; in Hamburg, Berlin, Frankfurt ist man da robuster, und da sehen wir wieder, was in Provinz und Großstadt möglich ist oder nicht). Andreas hatte Herrn K. sofort in eine Art Pflegeheim bringen lassen, wo er sich langsam erholte und wo man auch seine Wunden fachgerecht versorgte und er wieder auf die Beine kam.

Doch dieses Pflegeheim lag in einem anderen Landkreis, der für ihn zuständige Kostenträger beschwerte sich bald bei dem gesetzlichen Vormund des Herrn K. und dieser holte ihn per-

sönlich ab – und brachte ihn wieder nach Neumünster. Und dann? Ließ er ihn einfach ziehen und Herr K. war sofort wieder zu dem Supermarkt unterwegs, wo seine Kumpels verlässlich trinkend herum standen – und nach Ladenschluss war er wieder in sein desolates Zimmer abgetaucht. Stand am nächsten Morgen vorm *Jerusalem*, und Andreas fiel aus allen Wolken. Ließ ihn ins nächste städtische Krankenhaus einweisen: Sein Gesundheitszustand war schon nach der ja nur kurzen Rückkehr bereits wieder schlecht und finster genug, und er wollte ihn einfach weg haben von den Ratten. Nun hatten erstmal die Ärzte den Daumen drauf.

Wir besuchten ihn dort auf der Station, sprachen mit ihm, was nicht ganz einfach war, denn die Folgen des langjährigen Alkoholmissbrauches waren ihm deutlich anzumerken – nach einer halben Stunde wusste er nicht mehr, was er erzählt hatte, und er sah besonders mich an, als hätte er mich noch nie gesehen.

Auf dem Rückweg hatten wir an dem Abbruchhaus Halt gemacht, waren in sein Zimmer gegangen. Eine Ratte verschwand eilig hinter der Heizung, als wir das Licht anknipsten, als hätte sie auf uns gewartet, und wir schauten geschockt auf das völlig vermüllte Bett und auf den mit Essensresten und Rattenkot bekleckerten Teppich.

Ich hatte mich danach ans Recherchieren gemacht, war aber nicht weit gekommen. Die Stadt schickte ihren Pressesprecher mit seinen nichtssagenden Erklärungen vor; der Kostenträger berief sich auf den Datenschutz, die für die Vormünder zuständige Fachstelle wollte nichts Schlechtes über den meiner Meinung nach fahrlässig untätigen Kollegen sagen – was man andererseits verstehen kann, denn es fehlen gerade in Kleinstädten wie Neumünster generell Vormünder; dort ist man froh über jeden, der so einen Job überhaupt macht und also sagt man nichts und schon gar nichts nach außen hin. Und der Vormund selbst war nicht zu sprechen; rief nicht zurück, meldete sich nicht. Damals schrieb ich anonymisiert darüber im *Jerusalemmer*. Aber wenn ich ehrlich bin, verlief die Sache am Ende im Sande.



Geblichen ist der Kontakt zu Andreas, wir laufen uns immer mal wieder über den Weg. Und so stimmte er sofort zu, als ich bei ihm anklopfte, um sein Haus besser kennen zu lernen.

Als erstes schickt er mich mit Rolf auf Tour, einem Ehrenamtlichen. Rolf, ein ehemaliger Lehrer, der nicht die geringste Lust hat etwas über sein früheres Lehrerdasein zu erzählen, fährt einen robusten Kasten-Pkw, dessen Fabrikat ich sofort vergesse.

Es ist ein wunderschöner Morgen. Schnell haben wir die ja nicht weitläufige Stadt verlassen und fahren lang-

sam über die Dörfer. Rauhreif liegt auf den Feldern, Nebel steigt wie in den Gedichten der deutschen Romantiker über kleinen Bächen hinauf in den Himmel, den die aufsteigende Sonne tapfer und am Ende erfolgreich beleuchten wird. Und Rolf zuckelt über die Landstraßen, hält mal bei einem Bauern, mal bei einem Supermarkt, wo stets in einem hinteren Raum allerlei Kisten mit Gemüse, mit Reis, Nudeln, Konserven und wenigen Wurst- oder Käsewaren auf uns warten. Dazwischen unterhalten wir uns und dann und wann (als Rolf tankt, etwa) hänge ich einfach meinen Gedanken nach.

Zum Beispiel der Idee oder auch der Vorstellung, dass es jeden von uns treffen kann, dass jeder den Halt verlieren kann, dass jeder (auch ich, auch du) am Ende eben auch obdachlos und auf einer Matratze im Eingangsbereich eines noch nicht geöffneten Kaufhauses liegen kann, wer wüsste das schon. Ich höre das immer wieder: »Jawohl, jeden kann es treffen!« Niemand sei gefeit. Aber wie ist das gemeint? Als Warnung, als Drohung oder vielleicht auch als Lebenskitzel? Der Professor, der auf der Straße landet. Der Architekt, der Arzt, der Rechtsanwalt. Ist das so ohne weiteres möglich, wie es schnell abgeleitet und behauptet wird, wenn unsereins zusammen sitzt und ins Reden kommt über den Obdachlosen, bei dem wir eine Zeitung kaufen, im speziellen? Um dann überzugehen zu den Obdachlosen im Allgemeinen. Vielleicht stimmt das schlicht, das auch wir dazu gehören könnten, eines Tages. Stimmt es?

Peter (Peter Brankhorst, um korrekt zu sein), der in Schleswig Holsteins Landeshauptstadt Kiel das Straßenmagazin *Hempels* plant und organisiert, sagte neulich zu mir: »Ich habe in all den Jahren, in denen ich diese Arbeit mache, niemanden kennen gelernt, bei dem nicht schon in frühen Jahren ganz Gravierendes schiefgelaufen ist.« Häusliche Gewalt, schwere Vernachlässigung, sexueller Missbrauch. Er sagte: »Ich habe Menschen getroffen, die haben im Alter von drei Jahren das erste Mal Alkohol getrunken.«

Was alles muss alles zusammenkommen, was muss vorher gewesen sein, damit später im erwachsenen Leben eine Kündigung, eine Scheidung, auch ein Verkehrsunfall, uns so aus der Bahn werfen kann, dass wir nicht mehr zurückfinden? Gibt es nicht stets Hunderttausende von Scheidungen, von Kündigungen, Unfällen, Erkrankungen – und die Menschen kommen nach einer gewissen Zeit damit klar? Warum sie – und andere nicht? Und was erfahren wir überhaupt?

Herr K. fällt mir ein, der, den die Ratten gebissen hatten. Damals im Krankenhaus erzählte er zwischendurch von seiner Kindheit. Wie er sieben Jahre alt war. Wie seine Mutter ge-

storben war, was ihm niemand erzählt hatte. Wie er bei der Beerdigung, deren Sinn er nicht verstand, seine tote Mutter im Sarg sah. Wie er sie anfassete und die umstehenden Erwachsenen fragte, warum seine Mutter sich so kalt anfühle. Muss man jetzt noch mehr wissen?

Und Herr G. fällt mir gerade ein, einer unser Verkäufer, der eine Wohnung hat, aber der immer wieder in schlechte Phasen zu geraten scheint. Er hatte neulich einen Text geschrieben, der wirklich gut war; es mussten nur ein paar Kleinigkeiten redigiert werden, wirklich nichts Gravierendes. Das gab ihm einen ungeheuren Auftrieb. Er ging stolz wie Bolle durch unseren Verkäuferraum und es lag wirklich ein Lächeln auf seinen Lippen. Er hat mir schon öfter erzählt, dass er auch mal Journalist gewesen sei, aber bei welcher Zeitung er tätig war und warum er das wann nicht mehr war, damit ist er (bisher) nie rausgerückt.

Neulich kam er mit einem Zettel vom Arbeitsamt, ein Stellengesuch von einem Fernsehsender, der einen Redaktionsassistenten suchte. Das Blatt war mal zerknittert gewesen, nun war es wieder glatt gestrichen. Es war über

zehn Jahre alt, ich wies ihn vorsichtig, weil unsicher, ob das jetzt richtig wäre, darauf hin, aber er beachtete meinen Einwand gar nicht. »Wie du siehst, habe ich gute Kontakte zum Fernsehen, auch zu Zeitungen, mal sehen, mal sehen.«

Oder ein andermal brach plötzlich ein Satz aus ihm heraus, den er fast wütend wie zu sich selbst sprach: »Irgendwann muss ich doch mal etwas machen aus diesem verpfuschten Leben!« Aber er hatte sich gleich wieder im Griff und erzählte das, was er immer erzählt, wenn wir uns begegnen: Wie er damals diesen Text (der wirklich gut gelungen war) einfach so an einem Abend in einem Rutsch geschrieben habe, ohne Anstrengung und ohne Mühe.

Dann hat Rolf fertig getankt, steigt ein, ich schiebe meine Gedanken zur Seite, und wir fahren zurück zum *Jerusalem*, um die gespendeten Lebensmittel auszuladen. In der Küche wartet man schon darauf, was wir bringen werden.

Es gibt an diesem Tag als Mittagstisch Blumenkohlsuppe. Für jeden einen Teller, damit alle etwas abbekommen. Das Café ist gut besucht. Den einen



© burmano / photocase.de

geht es schlicht um eine gute Mittagsmahlzeit, sie löffeln ihre Suppe aus, dann bringen sie den Teller zurück und gehen mehr oder weniger schnell dorthin, wo sie zu Hause sind. Die anderen aber bleiben, so wie sie auch nach dem Frühstück geblieben sind. Das Café mit seinem großen Aufenthaltsraum, mit Stühlen und Tischen und Pflanzen und hellem Licht ist für sie tagsüber so etwas wie ihr Wohnzimmer – dass sie sich mit anderen teilen.

Auftritt Dr. Herr von B., der mich neugierig mustert, ein Stammgast. Er trägt eine runde Nickelbrille, eine karierte Jacke und einen karierten, englischen Hut. Es fehlt nur die Pfeife und das Sherlock-Holmes-Double wäre perfekt. Er grüßt mich freundlich, sagt dann mit betont ruhiger Stimme: »Wissen Sie, dass mich viele Leute für Sherlock Holmes halten?« Er lächelt, packt jede Menge Papiere aus, die er auf einem Tisch auslegt, immer wieder sehr sorgsam neu ordnet. Schließlich nimmt er sich einen Bogen vor, zerschneidet ihn in genau postkartengroße Stücke. Er sortiert die kleinen Zettel zu kleinen Stapeln, packt alles wieder in eine Plastiktüte. Es gäbe einen Film über ihn, von einer Million Leute gesehen, erzählt er. Ja, richtig im Kino. Natürlich! Und auch auf *YouTube* sei er zu sehen – auch schon zehntausendmal angeklickt. »Na, Sherlock Holmes – Fall geklärt?« witzelt es von dem Tisch, wo ein junger, bulliger und glatzköpfiger Mann neben einer Frau mit halblangen, lockigen Haaren sitzt. »XYZ – Fall geklärt«, sagt Dr. Herr von B. galant, der sich auf seiner Visitenkarte als »Anwalt« vorstellt. »Und wer war der Mörder?«, will man gut gelaunt wissen. Er legt den Kopf leicht schräg, scheint sehr intensiv nachzudenken, dann platzt es aus ihm heraus: »Der Täter war der Mörder!« Er lächelt leise, packt seine Sachen und ist schon wieder verschwunden. »Er ist manisch, mal wohl auch schizophren, er kann sich auch gut mit jedem anlegen, aber Herr Dr. von B. ist ein herzensguter Mann«, sagt Andreas. Und ja – dieses Video gäbe es wirklich auf *YouTube*: ein wackeliger Handy-Mitschnitt, wie Dr. Herr von B. im Bus sitzt, aus seinem Leben erzählt, vom

Hölzchen aufs Stöckchen kommt, nicht aussteigen will, bis die Polizei kommt und ihn mitnimmt – all das begleitet vom Lachen junger Leute, die das offenbar sehr komisch finden, was nicht komisch ist.

Mein Job in den kommenden zwei Stunden ist es, hinter dem Tresen zu stehen und Getränke auszuschenken: Tee, Säfte und immer wieder Kaffee. Für jedes Getränk, das ich ausbebe, das ich rüberreiche, mache ich auf einer Liste im entsprechenden Feld einen Strich. Vielleicht zwanzig, fünfundzwanzig Leute sitzen im Café. Manche sitzen da und unterhalten sich wie in jedem Café dieser Welt. Andere aber hocken vor ihrem Getränk und starren vor sich hin. Stehen dann und wann auf und gehen mit eckigen, ungelenken Bewegung Richtung Tresen, holen sich fast wortlos Nachschub und kehren an ihren Sitzplatz zurück. Ohne dass ich davon wirklich Ahnung habe, vermute ich, dass da schwere Medikamente am Wirken sind. Das ist auch der Grund, warum ich ihnen als heutige

Tresenkraft die Zuckerwürfel austeile und sie sich diese nicht einfach selbst aus der Zuckerdose nehmen können: Wer mit Drogen oder Medikamenten zu tun hat oder hatte, hat oft ein sehr reduziertes Geschmacksempfinden, was salzig oder eben süß betrifft. Manche bitten um fünf, um sechs Stücke.

»So klassische Obdachlose haben wir in Neumünster ganz, ganz selten«, sagt mir Rainer (also: Rainer Addikts), der Sozialarbeiter; ein schlanker, kräftiger Kerl, der Zuverlässigkeit und Power ausstrahlt – wozu sein Irokesenschnitt bestens passt. »Die Zeit der reisenden Obdachlosen, die mit einem Fahrrad voller Platiktüten durch die Stadt ziehen, ist vorbei«, ergänzt er. Ja, es gäbe sie noch. Aber sie würden immer weniger. Alle seien mehr oder weniger gut untergebracht. Auf wenigen Quadratmetern meist, aber immerhin. In unattraktiven Wohngegenden untergekommen, in Häusern mit niedrigem bis niedrigstem Standard, aber wenigstens das. Und so kämpfen sie hier in Neumünster gegen etwas ande-



© kallepp / photosee.de



res an, das auf Dauer so schlimm sein kann wie eine fehlende Bleibe: Einsamkeit. Verlorensein. Dem tiefen Gefühl, dass man auf dieser Welt maximal geduldet ist und das es nicht auffallen würde, wenn es einen nicht mehr gäbe. Das aufkeimt, das nicht zu stoppen und nicht in den Griff zu kriegen ist, wenn man hinter sich die Tür schließt.

Wir sitzen für dieses Gespräch in seinem Büroraum. Er lacht, als ich ihn frage, was seiner Meinung nach besonders bei den Männern schief läuft, dass so viele von ihnen auf der Straße landen (oder in Unterkünften oder in kleinen, möblierten Zimmern). »Das wirst du nicht so leicht herausfinden«, macht er mir Mut. Gut, da gäbe es diesen typischen Lebenslauf: »Zwei Menschen kommen in jungen Jahren zusammen, sie verstehen sich ganz gut, sie bekommen Kinder, bauen sich ein Haus, dass sie sich nicht leisten können. Die Beziehung läuft nicht mehr so gut, die Schulden drücken, da weißt du schon, wie es weiter geht: Sie trennen sich, das Haus wird versteigert. Er muss viel Unterhalt bezahlen, vielleicht verliert er den Job - und kommt dann noch Alkohol hinzu, dann kann das sehr schnell gehen.« Und da wieder rauskommen? Er sagt: »Ich sehe es heute als meine Aufgabe an, das, was die Menschen bedrückt, zu lindern.« Erzählt, dass sie gerade viel mit jungen Leuten zu tun hätten, die zuhause rausflögen, sich keine Wohnung leisten könnten und die mal hier mal dort bei einem Kumpel oder so leben würden. Ein Leben im Wartezustand. Wo man eben sehr aufpassen müsse, dass aus dem Warten kein Dauerzustand werde. »Am Anfang bist du jung, hast Kraft, steckst viel weg, was ist dir nicht alles egal - aber du bleibst ja nicht jung«, sagt Rainer.

Aber es gäbe auch später Leute, die es schaffen würden. Ganz am Ende, wenn es fast zu Ende geht. Und er erzählt von einem ihrer Ehrenamtlichen - von Wölfi: »Er war nur kurz obdachlos, soweit ich weiß; zuletzt hatte er in einem Möbellager ein Zimmer - also er hatte ein Zuhause und er hatte kein Zuhause. Ein ganz starker Alkoholiker, kurz vom Sterben. Und dann hat er ei-



© Ina Jirau / photocase.de

nen Entzug geschafft, eine Therapie in Ossiland in einer Art Lebenshaus und das hat geholfen; der ist jetzt richtig gut davor.« Er teile etwa sein Geld ein, was nur wenigen gelingen würde und was immer ein Zeichen sei, ob es einer wirklich schaffen könnte - so wie eben Wölfi. »Wölfi!«, ruft Rainer, als er Wölfi nebenan im Lebensmittelspendenlager räumen hört: »Wie lange bist du jetzt trocken?« Und Wölfi kommt, ein untersetzter Mann, mit großem Bauch, aber auch starken Armen. »Neun Jahre, acht Monate und fünf Tage und der Rest von heute«, sagt Wölfi. Am 28.2.2005 sei er ins Krankenhaus gekommen. »Von dem Tag an fange ich an zu zählen. Was heißt zählen? Ich muss ja nur rechnen«, lacht er und wischt sich die Hände an seinem Overall ab. »Du bist unser Vorzeigemitarbeiter«, sagt Rainer. »Ich? Ich? Ich! Nee! Auf keinen Fall!«, protestiert Wölfi. Dreht sich um und verschwindet zu seinen Kisten.

Vielleicht ist es das: Dass einer wie Wölfi das nicht annimmt und auch nicht annehmen muss, dass man ihn so in den Mittelpunkt stellt. Dass er darauf verzichten kann, dass er als etwas Großartiges angesehen wird - weil es auch nicht wichtig ist. Er hat es geschafft, dass weiß er für sich alleine, dass macht er sich morgens mit Blick auf das jeweilige Datum klar - und dann geht es raus in die Welt. Was auch sonst, wohin auch sonst. Und mir wird klar, dass ich gerade von Wölfi etwas Wichtiges gelernt habe - auch wenn die Begegnung mit ihm vielleicht 20 Sekunden gedauert hat.

Bleibt noch die Küche. Eigentlich sollte ich helfen, das abzuräumen und

auch abzuwaschen, was nicht so gut in die Spülmaschine passt - die Siebe, die großen Töpfe, die Holzbretter, auf denen geschnitten wird. Aber ich habe mich mit Rainer verquatscht, habe mir noch von Wölfi all die Kisten mit den gespendeten Lebensmitteln zeigen und mir auch erklären lassen, nach welchem System was in den Regalen warum so geordnet ist, wie es da nun steht (das ist es, worüber er erzählen will, nicht über diesen ganzen Kram von früher; und er erzählt mit viel Lust). Und wie das so geht: Ich, der Mann, komme in die Küche, als dort alles fertig und blitzblank ist.

Felicitas nimmt mir das nicht übel. Sie zeigt mir stolz die hohen Garschränke, die ihnen gespendet wurden und die einfach super seien; erzählt davon, was es für eine Herausforderung ist, aus dem, was da ist, etwas zu kochen und nicht einfach in den Großmarkt gehen zu können, um das einzukaufen, nach dem einem der Sinn steht. Sie lacht, als ich sie frage, ob sie Köchin gelernt habe; vermutlich ja, oder? Keinesfalls. Sie schaut kurz zur Seite, sagt nach einem leichten Zögern: »Ich war hier auch mal Gast.« Sie bindet sich ihre Schürze ab, hängt sie zu den anderen Schürzen: »Ich hab zwar eine Lehre angefangen, aber die habe ich nach drei Monaten geschmissen. Mein Leben war damals ... na, ja.« Sie kreist mit der Hand, schaut mich an, schaut auf ihre Armbanduhr. Lächelt. Eigentlich müsste sie jetzt los. Zu ihren Kindern. Okay so? Oder will ich noch was wissen? Und weg ist sie, sie nimmt draußen ihr Fahrrad, ist schon verschwunden, es ist also gut gegangen bei ihr. Schön.

# Die Scham der verlorenen Söhne

Interview mit Andreas Stasiewicz, Projektleiter  
»PLATA – hoffnungsorte hamburg«, Hamburg.

Alexander Bentheim

Die vielseitige Geschichte der Hamburger Bahnhofsmision (heute in der Trägerschaft des Vereins *Stadtmission Hamburg*, der öffentlich unter dem Namen *hoffnungsorte hamburg* auftritt), die zugleich »immer ein Spiegel der Sozialgeschichte«<sup>1</sup> war, gründet sich ab den 1880er Jahren auf Unterstützungsangebote für junge Arbeitssuchende Frauen, die bei ihrer Ankunft an den Hamburger Bahnhöfen nicht selten in die Hände unseriöser Vermittler fielen und dann an Bar- und Bordellbesitzer im In- und Ausland verkauft wurden.

100 Jahre später zählen – mit Beginn des Zuzugs von Aussiedlern aus Osteuropa, Ostdeutschen seit der Wende und kriegsbedingt Flüchtlingen und Asylsuchenden aus aller Welt – vor allem Männer zu den Gästen der *Stadtmission*, wobei die Zahl der Drogen-

abhängigen und Menschen mit psychischen Problemen unter ihnen steigt. Eine Situation, die in den Folgejahren bis heute auch deshalb unmittelbar Männer betrifft, weil für sie die Folgen globalisierter Wirtschaftspolitiken direkt spürbar werden: Millionenfache Arbeitsmigration in den Grenzen der Europäischen Union, Veränderungen nicht nur der hiesigen Arbeitsgesellschaft hin zu immer mehr Dienstleistungen in Billiglohnsektoren, Lebensnotwendigkeit von (unsicheren) Mehrfachjobs, zunehmende Prekariisierung und Armut<sup>2</sup>, sich auflösende traditionelle (berufliche) Anforderungen an Männer bei gleichzeitiger Rollenstarrheit und schließlich die »Obdachlosigkeit als radikale Form von Arbeitslosigkeit«, wie es Axel Mangat, Leiter der Hamburger Bahnhofsmision, ausdrückt.

Im November 2013 begann die EU-Anlaufstelle *PLATA*<sup>3</sup> (als Teilprojekt der *hoffnungsorte hamburg* und in ihrer Art die erste Beratungsstelle in Deutschland) ihre Arbeit in der Hamburger Rosenallee, in der ein multisprachliches Team (auf polnisch, bulgarisch, rumänisch, russisch, tschechisch, slowakisch, englisch und italienisch) gemeinsam versucht, hilfesuchenden Menschen eine Perspektive zu geben. Denn der Gesamtanteil der nichtdeutschen Obdachlosen oder von Wohnungslosigkeit extrem Bedrohten ist stark angestiegen: betroffen sind Hunderte von Migranten vor allem aus Polen, Bulgarien und Rumänien. Trotz Beschäftigung landen sie quasi automatisch im System der Wohnungslosenhilfe. Schlechte Versorgung mit sozialen Transferleistungen aufgrund fehlender Rechtsan-



© Mr. Nico / photocase.de

sprüche, mangelnde medizinische Versorgung, großes Suchtpotential und geringe Sprachkompetenzen kommen oft erschwerend hinzu. Scheitern und Scham behindern dabei die selbständige Reintegration in die Herkunftsländer.

PLATA versucht, mit niedrigschwelligen Angeboten für obdachlose Menschen insbesondere aus Osteuropa die soziale, psychische und physische Verelendung aufzuhalten oder zumindest ihre Auswirkungen abzuschwächen. Das Angebot besteht u.a. in aufsuchender und transnationaler Sozialarbeit, Übersetzungen, Behördenbegleitungen.

Von einem, der es wissen muss, will ich aus erster Hand erfahren, was auf Hamburgs Straßen los ist. Andreas Stasiewicz, PLATA-Projektleiter, berichtet im Interview von seinen Erfahrungen. Nicht zum Gespräch dabei wie verabredet ist sein Kollege, der Straßensozialarbeiter Stanislaw Szczerba: er hat gerade einen Noteinsatz.

*Herr Stasiewicz, wie viele Menschen suchen Ihre Einrichtung auf, welche Erfahrungen machen Sie mit den Männern?*

Im letzten Jahr waren bei uns ca. 2.000 Leute, 90% davon waren Männer aus vielen osteuropäischen Ländern. Mit einer Ausnahme: Roma-Familien, in denen die Männer so stolz sind, dass sie nur im Hintergrund agieren und die Frauen um Hilfe schicken. Ich habe jedoch mit einer polnischen Roma-Sippe zu tun, zu der es ein gutes Verhältnis gibt und zu manchen Männern auch Kontakt besteht, weil ich polnisch spreche, weil ich die Mentalität kenne und weil sie wissen, dass ich es niemandem verrate, wenn einer bei mir war.

*Ihre zentrale Erfahrung mit den hilfesuchenden Männern?*

Zugespißt formuliert: Je stärker das Patriarchat ist, ob katholisch, orthodox oder muslimisch, desto stärker ist die klassische Rolle der Männer als Ernährer und desto größer sind die Probleme, wenn sie diese Rolle nicht erfüllen können. Das geht soweit, dass sie lieber hierbleiben und saufen, bis

sie sterben, als dass sie als Versager in ihre Heimat zurückkehren. Diese Einstellung ist extrem bei Bulgaren, extrem bei Roma, extrem bei Polen, etwas weniger bei den Rumänen. Je konservativer die soziale Gruppe, aus der die Leute kommen, desto stärker das klassische Männerbild. Und zurückkehren, sich entschuldigen oder gar bekennen, dass man gescheitert ist, das ist – sozial gesehen – das Todesurteil. Diese Männer verweigern auch lange, überhaupt Kontakt zu ihren Familien aufzunehmen, so dass die Familien sie hier buchstäblich suchen gehen. Manche verstecken sich sogar vor ihren Familien.

*Sie verstecken sich vor ihren Familien?*

Ja, wenn sie ihre Familien hier sehen, die darum betteln, dass sie zurückkehren, sogar alles verzeihen, dann sagen sie, okay, sie müssten noch kurz etwas erledigen, es würde nur eine Stunde dauern, dann würden sie mit der Familie auch zurückfahren nach Polen. Und dann hauen sie ab. Das habe ich erlebt, hier vor unserem Haus. Und mir hat einer später gesagt, er habe sich so geschämt. Ich musste fast darum betteln, dass er wenigstens seine Mutter anruft, weil die sich solche Sorgen machte.

Für einen gescheiterten Rumänen ist es etwas einfacher zurückzugehen – das sehe ich an unserer Statistik – weil die Familie ihn eher wieder aufnimmt. Die Großfamilien mit drei Generationen in unmittelbarer Nähe sind noch recht stabil. Wenn da 20 Leute, obwohl sie arm sind, irgendwie auskommen, dann kann man da auch als Nummer 21 noch überleben. Ein SPIEGEL-Journalist dagegen hat mal einen Bulgaren nach Hause begleitet. Der hat sich zwei Tage lang nicht ins Dorf getraut, weil er solch eine Angst hatte. Nicht vor der Familie, sondern vor den Nachbarn. Und das ist nicht nur einer, davon gibt es Hunderte von Fällen.

*Wenn die Männer Scham spüren, dann haben sie doch auch einen Leidensdruck?*

Ja, enorm. Die Männer sind ja ausgewandert, damit die Familien eine Perspektive haben. Da sind Kinder, die



**Andreas Stasiewicz**, 55 Jahre, aufgewachsen in Breslau/Polen, seit 25 Jahren in Deutschland, Studium der Philosophie und Soziologie in Breslau und Hamburg, verheiratet, 1 Tochter. Soziologe, Sozialarbeiter, freiberuflicher Dolmetscher und Berater. Mitwirkung in zahlreichen internationalen Projekten. Seit 2010 Koordination der transnationalen Sozialprojekte PLATA und *Anlaufstelle für EU-Bürger* in Hamburg. Langjähriger Mitarbeiter der *Stadtmission Hamburg / hoffnungsorte hamburg*. Arbeitsschwerpunkt: Soziale Auswirkungen der Migrationsbewegungen.

*„Wir, als Gesellschaft, opfern einen Teil der Bevölkerung, damit es den anderen gut geht. Das ist die Anpassung an die Globalisierung - mit dem Effekt einer ungeheuren Arbeitsmigration. Was wir in Westeuropa nicht auslagern können, dafür holen wir uns billige Arbeitskräfte. Und wenn die dann Probleme machen oder wir sie nicht mehr brauchen, sollen sie am besten mit einer Fahrkarte zurück nach Hause. Der Arbeitsmarkt ist so 'liberal': Man kann eine Firma gründen in Osteuropa, dann die Entsendegesetze nutzen, die Scheinselbständigkeit ... es gibt so viele Mittel und Wege, Menschen für 2-3 Euro pro Stunde arbeiten zu lassen und das nach außen legal zu organisieren. Wir wissen, dass 10% der Migranten scheitern, bei 100.000 gewünschten zusätzlichen Arbeitskräften aus dem Ausland sind das 10.000 Menschen. Wir haben keine ausreichende Infrastruktur für die Bewältigung dieser enormen Probleme, und es gibt letztlich nur einige Sozialarbeiter, die sich konkret um alles kümmern sollen. Auch der Sinn für Gerechtigkeit verschiebt sich: Da gibt es Leute, die draußen auf der Straße sechs Monate auf einen Arbeitsgerichtstermin warten und ein Jahr auf das Urteil. Für juristische Auseinandersetzungen muss man Kraft und Geld haben. Nur die Firmen haben davon reichlich...“* (Andreas Stasiewicz).



© Francesca Schellhas / photocase.de

warten. Und wenn sie ohne alles zurückkommen, dann sind sie im Dorf die Versager, eine Lachnummer. Davor haben sie totale Angst. Und ziehen deshalb eher das völlige Scheitern in Betracht.

Von einem Mann habe ich die Erlaubnis, dass ich Bilder von ihm zeigen und darüber sprechen darf [zeigt ein Bild]. Er ist Mitte 50, seit fünf Jahren hier auf der Straße. Er kommt aus Ostpolen, war in einem Dorf Bürgermeister und Unternehmer, ist pleite gegangen, hat Wahlen verloren, ist abgehauen. Seine Schwester, die Schuldirektorin in diesem Ort ist, hat ihn hier gefunden mit unserer Hilfe. Er ist zurückgekehrt, zuerst in eine Therapieeinrichtung, aber dann wurde er so ausgelacht in seinem Dorf, dass er es nicht ausgehalten hat und nach sehr kurzer Zeit wieder zurück ist, nach Hamburg. Ich habe ihn gefragt, warum er nicht weit weg geht, nach Danzig oder Breslau, wo ihn keiner kennt und er sich eine neue Perspektive schaffen kann? Da sagte er: Bilder von ihm seien mittlerweile im Internet, auch eine Lokalzeitung habe berichtet, und nein, das möchte er nicht. Er lebt lieber hier auf der Straße und bettelt, hat hier oder da mal einen kleinen Nebenjob ...

*Sie haben regelmäßig Kontakt zu ihm?*

Ja. Und seine Leberwerte sind sehr schlecht, sein Gesundheitszustand ist katastrophal. Ob er noch einmal nach Polen fahren wird? Seine Schwester ist

alle 3-4 Monate hier und versucht ihn zu überzeugen, zurückzukommen. Eine extreme Haltung, nicht untypisch, die betrifft sehr stark die Polen.

Das hier sind zwei Jungs [zeigt ein Bild von zwei jungen Männern, zusammen mit seinem Kollegen], mit denen wir gerade sprechen. Sie haben nichts falsch gemacht, gar nichts. Sie haben 1.000 Euro für einen Vermittler bezahlt, beide, haben Arbeitsverträge bekommen, die haben sie mir gezeigt, da war sogar die Unterschrift des Personalchefs von *HochTief* darunter, sah völlig korrekt aus - war aber alles gefälscht. Dann sind sie hier gelandet, und der Arbeitgeber wusste natürlich von nichts. Danach sind sie hier herumgeirrt, zwei Wochen lang, haben Arbeit bekommen bei einer Roma-Bande für eine Abrissfirma, haben da gearbeitet für zwei Monate, aber keinen einzigen Cent bekommen. Die haben sich nicht zurück getraut nach Hause. Sie stammen irgendwo aus der Gegend von Breslau. Wir konnten sie dann überreden, nach Danzig zu fahren, zu einer Therapieeinrichtung, die wir kennen. Und es ist wie immer, das sieht man hier auf dem Bild: junge, kräftige Männer unter sich, ob im Knast oder beim Militär oder anderswo, da ist sofort Alkohol im Spiel. Sie sind nicht unbedingt alkoholabhängig, aber ein paar Monate auf der Straße, da sind die kaum nüchtern, weil man das anders nicht erträgt. Wenn sie was verdienen, dann versaufen sie alles. Und

das wollten wir verhindern. Wenigstens sind die beiden jetzt wieder in Polen. Aber wir haben gerade den Kontakt verloren, vielleicht sind sie bei ihren Familien.

*Saufen bedeutet vergessen. Man sagt so: wenn man nicht heulen will, muss man saufen. Irgendwas muss halt fließen ...*

Ja, ja. Aber ich habe keinen polnischen Obdachlosen kennengelernt, der Drogen nimmt. Und die meisten türkischen Männer trinken keinen Alkohol, sondern gehen Richtung anderer Drogen, das ist halt kulturbedingt. Aber diese Scham, die Männerrolle nicht erfüllen zu können ... das ist verdammt hart.

*Wie reagieren die Männer auf Sie, wenn Sie von dieser Scham reden oder ihnen sagen, dass sie diese Männerrolle vielleicht gar nicht erfüllen müssen?*

Wir erwähnen das überhaupt nicht, wir argumentieren ganz anders - weil: sonst sind sie sofort weg!

*Sie können die Männerrolle nicht zum Thema machen?*

Nein, um Gottes willen!

*Haben Sie es mal versucht?*

Ja, ein paar Mal. So wie wir jetzt hier sitzen. Aber da waren sie sofort schon »100 Meter weiter«, buchstäblich wegelaufen, vor sich selbst. Nein, wir reden immer davon, dass da eine Familie ist, die den Mann wiederhaben möchte. Dass es in Polen vielleicht doch Chancen gibt. Dass er es erst noch woanders versuchen soll als in Hamburg, und dass auch niemand davon er-

#### **Ausländer füllen deutsche Sozialkassen**

Die in Deutschland lebenden Ausländer entlasten den Sozialstaat in Milliardenhöhe. Das geht aus einer Studie des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) im Auftrag der Bertelsmann Stiftung hervor. Danach sorgten die rund 6,6 Millionen Menschen ohne deutschen Pass im Jahr 2012 für einen Überschuss von insgesamt 22 Milliarden Euro.

*www.tagesschau.de, 27.11.14, am Tag unseres Interviews*

fährt. Und wenn die Ehefrau nicht mehr mit ihm zu tun haben will, dann vielleicht die Schwester oder Mutter. Mutter und Schwester verstehen ihn vielleicht besser, da ist die Scham dann nicht so groß.

*Wie ist das bei Brüdern?*

Null Interesse. Wenig Hilfsbereitschaft. Weil: sie scheitern ja, als Männer. Wenn jemand den Mann wiederhaben will, dann in dieser Reihenfolge: Mutter, Schwester, erst dann die Ehefrau. Aber die männlichen Verwandten geben immer noch einen drauf. Ich habe erlebt, wie jemand mit dem Bruder oder dem Vater telefonierte, und da hieß es: du arschloch, wo bist du? Deine Frau hat nichts zu essen, die bettelt und hat schon Geld von mir bekommen – was machst du, du Idiot? Was bist du für ein Mann?

*Die Probleme werden also individualisiert?*

Genau. Von Brüdern noch schlimmer als von den Vätern. – Ein deutscher Mann, der schon etwas befreit ist von diesen Zwängen, hat es da einfacher: Er darf scheitern. Er darf zum Psychotherapeuten gehen, er wird nicht in dieser Weise verstoßen.

*Das Bild von der männlichen Rolle als Ernährer wird auch von den Frauen hoch gehalten?*

Nur zum Teil, die Frau sagt eher: wenn es nicht klappt, komm nach Hause und such dir hier Arbeit. Das Problem ist, wie gesagt, eher die männliche Umgebung, die diesen Druck ausübt, besonders auf dem Lande. Die Bereitschaft der Familien und der Ehefrauen, dem Mann eine neue Chance zu geben, ist durchaus da. Aber die kommunale Versorgung in Polen für Männer, die in irgendeiner Weise Hilfe brauchen, ist schlecht. Da sind manche ganz schnell wieder hier, weil es hier immer noch irgendwie besser ist.

*Was ist mit Kindern, die es zu Hause gibt?*

Kindern, die nach ihrem Vater fragen, wird gesagt: der kommt bald, der hat vielleicht gerade Probleme, aber er kommt schon bald.

*Von wie vielen Männern reden wir jetzt, die das so oder ähnlich betrifft?*

Von 30-40 Männern, die wahrscheinlich demnächst sterben, so wie dieser hier [zeigt auf ein Bild]. Und bei den Menschen, die sich als Migranten in einer solchen Situation befinden, die wohnungslos sind – wobei nicht alle von denen auf der Straße leben, sondern z.B. in Notunterkünften, aber schon extrem von Wohnungslosigkeit betroffen sind – da schätze ich mal: etwa 1.000 Männer in Hamburg. Sie können auch gleich diese ganzen offiziellen Statistiken vergessen. In dieser Stadt sind Tausende von Leuten auf der Straße. Es reicht zu zählen, wie viele im Winternotprogramm und wie viele in den Tagesaufenthalten sind. Es sind Tausende Leute auf der Straße, die keiner haben möchte. Ich kann es nicht genau beweisen, aber die Gegner dieser Aussage können das Gegenteil auch nicht beweisen.

*Welche Folgen hat der Alkohol?*

Ich habe hier Bilder, da sieht man das Endstadium einer Alkoholkrankheit [zeigt ein Bild], da halten keine Mus-

keln mehr, da läuft alles durch. Dieser Mann ist hier gestorben, in der Thalstraße [zeigt ein anderes Bild], das ist im Winter, bei Minusgraden. Einen habe ich, dem konnten wir noch einen Hospizplatz besorgen. Aber die meisten sterben buchstäblich auf der Straße, wie der da hinten [zeigt ein Bild aus Warschau]. Solche Männer finden Sie auch hier auf den Nebenstraßen von St. Pauli.

Der jüngste, der jetzt gestorben ist, war 25, der älteste so um 70 Jahre alt. Beide waren so durchschnittlich 4-5 Jahre auf der Straße, extremer Alkoholkonsum zum Schluss. Es ist übrigens kein Schwierigkeit, durch ein bisschen betteln seinen Tropfen zu kaufen. Ein Problem in Hamburg, denn der Alkohol kostet so gut wie gar nichts, kann sogar frei in der Öffentlichkeit getrunken werden – während es in Osteuropa verboten ist. In Polen kann man ganz schnell eine Zwangseinweisung bekommen, hier in Deutschland wird das aus historischen Gründen etwas lockerer gehandhabt. Dabei hat das sogar noch eine kleine positive Komponente: ich habe Obdachlose in Schwe-



den, England, Polen, ganz Osteuropa gesehen, die trinken viel Industrialalkohol und werden schwer krank oder sogar blind. Mein Kollege aus London hat einmal gesagt: In Hamburg wird auf qualitativ hohem Niveau gesoffen.

*Noch mal zu Ihrer Betreuungsgarbit: Welchen Rat nehmen die Männer eher an, welchen weisen sie zurück?*

Alle existenziellen Hilfen nehmen sie an, z.B. Übernachtungsmöglichkeiten. Oder wenn es von uns Hinweise gibt, die sie als »Lichtlein« ansehen, um doch noch einmal zu versuchen, ihre Situation zu verbessern. Manchmal ist es aber auch zum Kotzen, wenn wir nicht wirklich helfen können. Da haben Sie mal Erfolg, alle weinen am Telefon, sind glücklich, es wird sogar etwas gespendet von irgendwo her, das für die Kinder zu Hause mitgenommen werden kann. Und einen Tag später müssen Sie eine Leiche identifizieren.

**hoffnungsorte hamburg**

Um sein Leben selbst in die Hand zu nehmen, braucht jeder Mensch vor allem zwei Dinge: einen Rückzugsraum zum Ausruhen und Nachdenken und den Austausch mit anderen Menschen. Doch immer mehr Menschen fehlt diese lebenswichtige Basis. Ihnen bieten wir Räume der Ruhe und des Gesprächs. Für den Dialog mit sich selbst, mit uns, mit anderen oder mit Gott.

Unsere Projekte:

- \_ bahnhofsmision hamburg
- \_ herz as | Tagesaufenthaltsstätte
- \_ haus jona | Übernachtungshaus
- \_ beratungsstelle mitte
- \_ plata | EU-Wohnungslosenhilfe
- \_ das kirchencafé
- \_ cityseelsorge
- \_ westend | Treffpunkt Migrantenmedizin
- \_ bischof-witte-haus | Tagungsstätte
- \_ raum der stille
- \_ citykirchen-projekte
- \_ die münze | Wohnprojekt
- \_ marianne-doell-haus | Wohnprojekt
- \_ mieterberatung
- \_ schulhafen hamburg

Wir sind jederzeit für unsere Gäste da: Wenn sie es wollen, hören wir zu und trösten, beraten und vermitteln und tun alles, was in unserer Macht steht, um zu helfen. Hierfür brauchen wir Ihre Hilfe - helfen Sie uns mit einer Spende.

**stadtmission-hamburg.de**

*Gibt es auch Freundschaften unter den Männern?*

Ja, aber da gibt es insgesamt traurige Entwicklungen. Die Bulgaren halten sehr zusammen, es gibt hier eine kleine Gemeinde von 12.000 Menschen, die sind unglaublich organisiert. Bei den Rumänen ist es schwieriger, wegen der ethnischen Trennungen. Und unter den Polen gibt es kaum Solidarität.

*Warum ist das so?*

Wir haben hier zwar 70.000 teils sehr etablierte und auch reiche Polen. In der polnischen Gesellschaft gibt es aber generell sehr viel Feindschaft gegenüber Obdachlosen, da passieren Sachen, die in Deutschland undenkbar sind. Beispiel Bahnhof Breslau: da wurden Obdachlose mit Elektroschockern verjagt. Oder direkt nach der Wende sind in Polen in einem harten Winter 400 Obdachlose erfroren. Ein Vergleich: hier bekommt eine obdachlose Roma-Frau mit Kind kaum eine Notunterkunft, weil man Angst vor dem Nachzug der ganzen Sippe hat, während sie Polen recht schnell eine Unterkunft bekommt, eben weil sie eine Frau mit Kind ist, vielleicht eine - katholisch betrachtet - »heilige Maria mit Baby«. Aber, um im Bild zu bleiben: ein Mann allein, besoffen, der »Josef«, der muss draußen bleiben. Das sind bis heute ganz starke Bilder, die da wirken. Unter den Polen im Prinzip auch hier.

*Gibt es Homosexuelle unter den Obdachlosen?*

Das überblicke ich nicht genau. Aber ich kenne ein Dorf in Rumänien, wo sich alle Bewohner hier in Hamburg prostituieren, und sie fahren wieder nach Hause und reden nicht darüber. Das bulgarische Konsulat schätzt, dass sich etwa 800 junge Männer als Transvestiten prostituieren, aber die Preise sind im Keller, die verkaufen sich teilweise für 40 Euro, manche sind ziemlich verwahrlost. Dann gibt es da noch die Vermittler, die die Hand aufhalten, und das ist dann schon Menschenhandel pur. Ich kenne einen, der schon älter ist und nicht mehr arbeiten kann, der keine Krankenversicherung hat

und in einem grauenhaften Zustand ist. Für den haben wir noch ein Pflegeheim in Bulgarien finden können, jetzt suchen wir noch einen Sponsor für sein Flugticket.

Es gibt minderjährige Jungs, gut aussehend, ansprechend für die Freier, aber ich habe manchmal den Eindruck, die werden noch schlimmer behandelt als die weiblichen Prostituierten. Das sind fast alle Roma, und bevor sie hier scheitern, ist das für sie noch eine Möglichkeit, Geld zu verdienen - auch wenn sie hier zur Prostitution gezwungen werden.

*Wenn ich das alles höre, ist es ganz schwer, sich echte Perspektiven für diese Männer vorzustellen ...*

Ja, das ist schwer, echte Perspektiven sind selten. Wir von PLATA können guten Gewissens Begriffe wie »humanitäre Katastrophe« oder »moderne Arbeitssklaverei« verwenden, um das alles zu beschreiben. Von 38 Mio. Polen wandern zwei Mio. aus, von 20 Mio. Rumänen sind es ca. 3-4 Mio., in Bulgarien gar 1 Mio. von 7 Mio. Dann nehmen Sie zur besseren Einschätzung der Lage noch die europäischen Durchschnittsgehälter pro Monat dazu: Deutschland 2.000 Euro, Polen 500 Euro, Rumänien 150 Euro, Bulgarien 145 Euro. Und die Auslagerung etwa der Textilproduktion, während in den Branchen Fleischindustrie, Pflege, Reinigungsgewerbe, Schaustellergewerbe, teilweise Gastronomie, auch Baugewerbe die Menschen vor Ort zunehmend ausgebeutet werden. Es ist ein fast unermessliches Problem, wo es manchmal nur für den einen oder den anderen noch eine Perspektive gibt.

*Gibt es Männer, die aus eigenen Antrieb zurückgegangen sind?*

Ja, die gibt es auch. Aber das sind eher die jungen Männer. Bei den älteren Männern ist das Problem deutlich größer: je höher ihr beruflicher oder sozialer Status in der Heimat war, desto schlimmer ist eine Rückkehr. Die jüngeren können eher zurück zu den Eltern, es war dann halt ein Arbeitsversuch, der nicht geklappt hat, aber sie sind ja noch jung und können es in einem anderen Land weiter probieren.



© ts-graffide / photocase.de

*Ich vermute, andere Städte wie z.B. Berlin stehen vor denselben Herausforderungen?*

Man kann das alles in Hamburg beschimpfen und kritisieren, was hier nicht oder viel zu wenig läuft. Aber es geht uns hier noch vergleichsweise gut, andere Städte machen deutlich weniger oder gar nichts. Es ist immer dasselbe, wenn man als Gesellschaft Probleme mit Migranten bekommt: erst kommt das Weggucken, dann die Härte im Umgang mit ihnen, schließlich kümmert sich die Sozialarbeit. In Hamburg hat die Polizei dazugelernt: da gibt es gute Leute, die Sprachkompetenzen haben, da werden manche Betroffene nicht in den Knast geschickt, sondern rufen erstmal mich an. Oder sie schützen Obdachlose in einem gewissen Sinne, etwa wenn sie bei rechtsextremen Äußerungen von älteren Passanten z.B. wegen »Rumlungerns« darauf hinweisen, dass sie nur Anzeige erstatten können, wenn sie angebettelt oder angefasst werden, denn sonst sei ja alles in Ordnung und

sie sollten doch einfach weitergehen. Sogar das habe ich erlebt: im Namen des Geschäftsführers von Saturn hat man sich – als dort die Fassade gereinigt wurde – bei mir dafür entschuldigt, dass die Obdachlosen, die dort am Gebäude schlafen, für eine Nacht woanders untergebracht werden mussten. Früher hätte man die mit Wasser begossen.

*Sind die polnischen Landsleute dankbar für ihre Hilfen?*

Ich erwarte das nicht, überhaupt nicht. Es kommt Dank, wenn auch erst nach einer gewissen Zeit. Anrufe, Mails, auch Briefe aus Polen. Es gibt schon eine gewisse Dankbarkeit. Schön ist, wenn man vermitteln kann: passt ein bisschen aufeinander auf, das keiner beklaut, verprügelt oder beschimpft wird.

*Was hält Sie persönlich in der Arbeit?*

Ich habe mich lange geweigert, diese Arbeit zu machen. Aber ich bin jetzt 25 Jahre hier und habe einige erfolgrei-

che mehrsprachige Projekte gemacht. Dann dachte ich: Wer sollte diese Arbeit machen, wenn nicht du? Und dass ich etwas Neues aufbauen und entwickeln konnte ... Und es hält mich, wenn man schnell und unbürokratisch helfen kann, dafür kleine Sonderrechte und unkomplizierte Möglichkeiten mit Institutionen ausgehandelt hat, also nicht erst Termine vergeben muss, was in der Straßensozialarbeit mit diesen Zielgruppen eh nicht funktioniert. Das ist dann gut.

#### Anmerkungen

- 1 Ausführlich: <http://www.bahnhofsmision-hamburg.de/index.php?id=7> (26.11.14).
- 2 vgl. etwa die Tagung »Prekäre männliche Lebenswelten - Männer im Prekariat« der Heinrich-Böll-Stiftung, Februar 2009, während derer informiert wurde: »Acht Prozent der deutschen Bevölkerung gehören laut einer Studie der Ebert-Stiftung zum 'abgehängten Prekariat', die meisten davon sind Männer.« ([www.gwi-boell.de/de/2010/05/25/prekäre-männliche-lebenswelten-männer-im-prekariat](http://www.gwi-boell.de/de/2010/05/25/prekäre-männliche-lebenswelten-männer-im-prekariat))(24.11.14)
- 3 <http://stadtmission-hamburg.de/plata-EU-Wohnungslosenhilfe>.

## »Die Menschen sind da und sie sind zugleich nicht da«

Ein Gespräch mit Ari Saarto, finnischer Fotokünstler, über Behausungen für Obdachlose in Helsinki und Tokio und warum er nicht die Menschen zeigt.

Frank Keil

*Richtig bekannt wurdest du als Fotokünstler mit deiner Arbeit »In Situ«. Was hat dich dazu gebracht, die Hütten und Verschläge von obdachlosen Menschen zu deinem Thema zu machen?*

Als ich im Jahr 2000 das erste Mal in Tokio war, weil ich zu einer Gruppe von finnischen Künstler gehörte, die in Japan die neue finnische Fotografie vorstellen sollte, fiel mir auf, dass es überall diese kleinen, selbstgezim-merten Hütten gab, in denen Menschen

auf der Straße lebten. Etwa gleich neben unserem Hotel oder im Garten, der zum Hotel gehörte. Und zugleich blieben die Menschen selbst unsichtbar – und die Japaner schienen das alles nicht wahrzunehmen. Das fand ich erstmal interessant – und machte ein paar Fotos.

*Und dann?*

Als ich wieder zu Hause war, stieß ich bei Recherchearbeiten darauf, dass es in Helsinki von der Nachkriegszeit an bis fast Anfang der 1990er Jahre, eine

große Wohnungsnot gab. Und ich erfuhr, dass es daher regelrechte Ansiedlungen von solchen Hütten gegeben hat – und so kamen diese beiden Stränge zusammen.

*Was ist der Unterschied zwischen Obdachlosenhütten in Tokio und in Helsinki?*

In Tokio sind diese Hütten sehr präsent, sehr auffällig. Man benutzt etwa diese starken, blauen, fast leuchtenden Plastikplanen, um sich vor dem Wetter zu schützen. In Helsinki dage-



© Ari Saarto





© Aki Saito

gen gibt man sich große Mühe, nicht aufzufallen, wenn man sich in der Stadt einen solchen Unterschlupf baut. Man baut überhaupt eher selten mitten in der Stadt, sondern weicht in abgelegene Parks aus, lebt in der Nähe von Bahngleisen. Man versucht, sich zu verstecken.

#### *Die Menschen schämen sich?*

Scham spielt eine große Rolle. Es ist generell sehr anstrengend so zu leben, besonders bei uns im Winter, der ja sehr streng sein kann. Und es gibt bei uns, aber besonders in Tokio, Menschen, die ganz bewusst alle Brücken zu ihren Familien abbrechen, die nichts mehr mit der Gesellschaft zu tun haben wollen. Du musst bedenken: In Japan ist der Einzelne sehr eingebunden, Individualismus ist verpönt, die Leute haben einen extrem langen und auch stressigen Arbeitstag – und es gibt eine hohe Arbeitslosigkeit. Da ist es auch eine Art Ausweg, sich von diesem System ganz abzukoppeln, also ganz auszusteigen. Zugleich gibt es in Tokio das Phänomen, dass Menschen in

solchen Hütten auf der Straße leben, weil sie sich einfach nicht die Miete für eine noch so kleine Wohnung leisten können – auch wenn sie einer ganz normalen, geregelten Arbeit nachgehen. Die Lebenshaltungskosten sind einfach extrem – und das Geld für die Miete fehlt. Sie haben trotzdem ein Handy, sie haben über Funk Fernsehen, und sie haben so auch einen Internetanschluss. So habe ich mal in Tokio eine Hütte fotografiert, wo der Mann drinnen Fußball geschaut hat, so wie du und ich Fußball gucken. Apropos Tokio: Es gibt mitten in Tokio an einem Fluss eine Stelle, wo an beiden Ufern viele solche Hütten aufgestellt sind. Einmal im Jahr gibt es an dieser Stelle traditionell ein großes Feuerwerk und viele Tokioter kommen, um sich das anzusehen. Und jedes Jahr fragt man kurz vorher die Obdachlosen ganz höflich, ob sie nicht so nett sein könnten, für zwei bis drei Tage umzuziehen – und genau das passiert dann und nach dem Fest sind alle wieder da.

*Du hast nie die Menschen selbst fotografiert?*

Nein. Ich möchte etwas anderes darstellen: Für mich sind diese Hütten kleine, persönliche Monumente. Die Menschen haben sie selbst gebaut, aus ihrer Not heraus, aber nach ihren Vorstellungen. Ein Bild davon wirkt für mich viel stärker und überzeugender, als wäre ich zur traditionellen Dokumentarfotografie zurückgekehrt, wo man den Menschen vor seine Behausung aufstellt und das dann eben abfotografiert – so würde ein Fotograf vorgehen, der journalistisch arbeitet, und das ist auch völlig in Ordnung. Ich dagegen möchte, dass dem Geschehen etwas Geheimnisvolles anhaftet; dass man überlegt: Wer lebt da wohl in dieser Hütte? Ist sie überhaupt bewohnt? Und so gibt es einige Fotos von Behausungen, in denen schon lange niemand mehr lebt, wie man dann beim Betrachten merkt. Es sind nur noch Überreste übrig, das hat fast etwas von klassischen Ruinen – es geht also in Richtung Archäologie.

*Du hast aber Menschen kennen gelernt, die in diesen Hütten wohnten?*

© alle: Ari Saarto



Wenn jemand da war, bin ich natürlich hingegangen und habe mich vorgestellt. Ich habe zum Beispiel in Helsinki einen älteren Mann kennengelernt, der seine Hütte am Rande eines Parks aufgebaut hatte – und der einen Garten angelegt hatte und gerade dabei war, sein Gemüse zu gießen. Ich hatte kleine Fotoabzüge mit dabei und konnte so den Leuten zeigen, was ich mache und was für Fotos entstehen. Und in der Regel erhielt ich dann die Erlaubnis zu fotografieren. Auch wenn sie drinnen sich etwas kochten oder Fernsehen schauten. Schau mal hier auf dieses Foto: Da hat einer ganz ordentlich seine Sachen auf Bügeln aufgehängt. Er geht vermutlich ganz normal zur Arbeit und achtet auch darauf, dass er entsprechend gut angezogen ist. Und so setzt sich dieser seltsame Zwiespalt vor, den ich vorhin schon beschrieben habe: Die Menschen sind da und sie sind zugleich nicht da. Sie gehören zur Stadt und sie sind unsichtbar.

*Hast du dich bei den Menschen in irgendeiner Weise revanchiert?*

Es gibt in Helsinki eine Hilfsorganisation für obdachlose Menschen. Als ich die Abzüge meiner Arbeit an unser Museum für zeitgenössische Kunst in Helsinki verkaufte, gingen fünf Prozent meiner Einnahmen an diese Organisation. Auf diese Weise wollte ich etwas zurückgeben. Es gibt in der klassischen Dokumentarfotografie diese durchaus wichtige Debatte: Was tue ich da? Arbeite ich mit den Menschen? Arbeite ich für die Menschen? Nehme ich ihnen vielleicht etwas weg? Also: Was haben die Menschen davon, dass sie sich fotografieren lassen?

*Wie ist die Situation von Obdachlosen in Finnland aktuell?*

Es gibt nicht mehr ganz so viele. Was daran liegt, dass viele Städte und Kommunen sich in den letzten Jahren bemühen, den Menschen günstigen Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Die letzten Schätzungen, die ich gehört habe, gehen von 2.000 bis 3.000 Obdachlosen aus. Die meisten leben natürlich in Helsinki. Und es gibt nicht mehr so viele dieser Hütten, ihre Zahl nimmt ab. Ich erkläre mir das so, dass die Generationen, die vom Krieg und der Nachkriegszeit geprägt wurden, es gewohnt waren, sich etwas selbst zu bauen. Aus einfachem, billigen Material – man flickte sich eben was zusammen und man hatte auch gewisse handwerkliche Fähigkeiten. Heute suchen sich die Obdachlosen viel eher irgendwelche Keller, ziehen sich in Schächte zurück, in die Nischen von Parkhäusern. Und wenn die Leute noch irgendwo in einem Park wohnen, dann spannen sie dort eines dieser billigen Zelte auf, wie man die seinen Kindern schenkt. Die kosten 20 bis 30 Euro, man hat sie im Nu zusammengepackt und kann weiterziehen, wenn man muss.

*Du arbeitest immer wieder in Japan und stellst dort aus: Finnland und Japan, das sind doch zwei recht verschiedene Welten?*

Es ist immer wieder ein kleiner Kulturschock. Die Umgangsformen sind ganz andere. Autoritäten und Hierarchien spielen eine enorme Rolle. Und nicht nur die gesprochene Sprache und die Schriftsprache – auch die visuelle Sprache, die Symbolsprache ist kom-

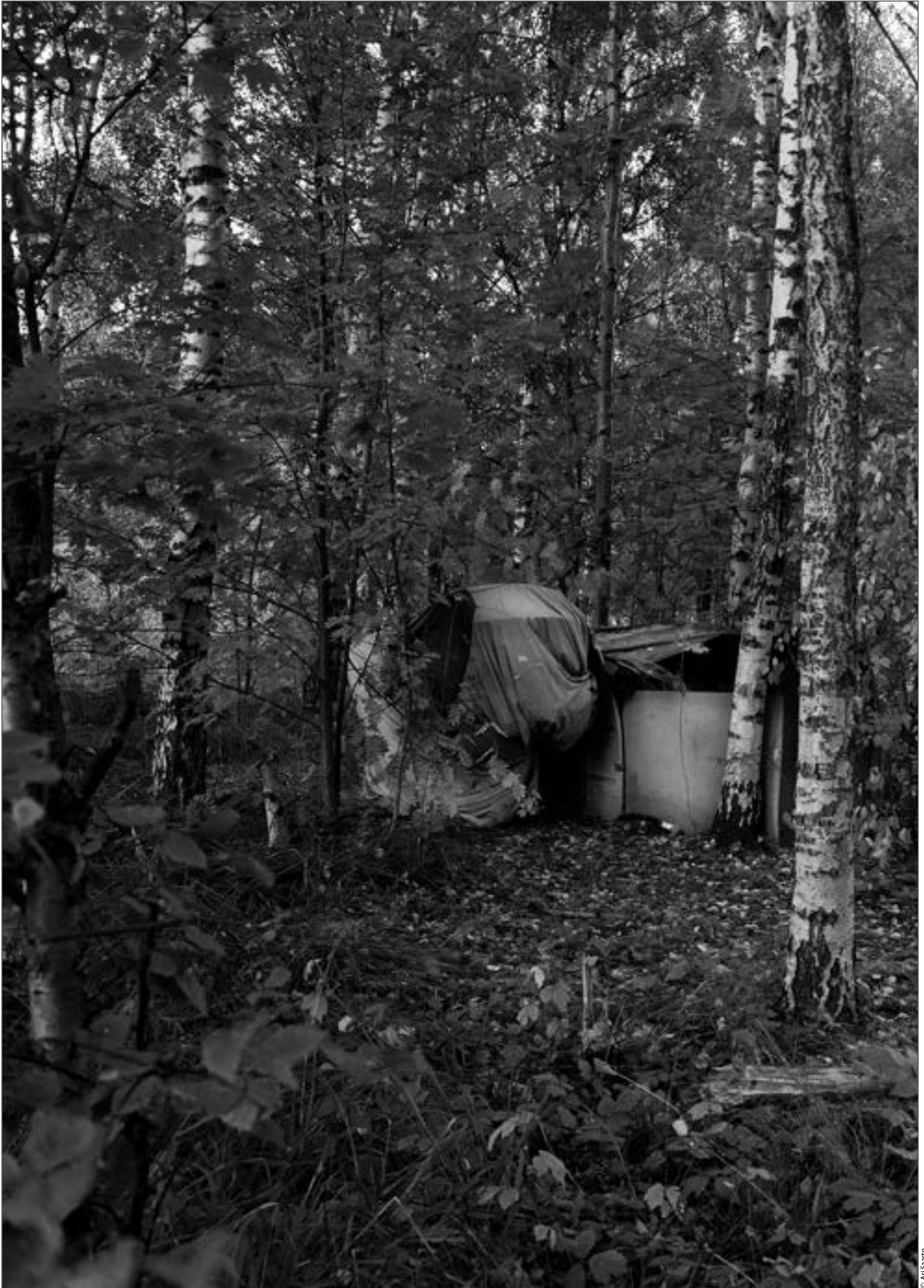
plett anders. Aber es gibt – und das ist das Gute – dann doch eine große Nähe zwischen uns Finnen und den Japanern: Wir sind beide sehr schüchtern, sehr zurückhaltend und wir mögen es, wenn es einen gewissen Abstand zwischen uns gibt. Und wir schätzen beide die Stille und auch das Schweigen.



**Ari Saarto** wurde 1961 im ostfinnischen Kotka geboren und wuchs dort auf. Er studierte nach dem Abitur in Helsinki erst freie Kunst, später Fotografie, und unterrichtete lange an verschiedenen Kunstschulen und Hochschulen. Über seine Arbeiten informiert seine Site [www.asaarto.fi](http://www.asaarto.fi). Regelmäßig arbeitet er auch in Japan.

Aktuell werden Fotos aus seiner Serie »In Satu« noch bis zum 8.2.2015 im Rahmen der Ausstellung »In other worlds. Kunst aus Finnland« in der Stadtgalerie Kiel gezeigt.

Das Fotobuch »In Satu« kann über den Fotobuchverlag »Luova« online bestellt werden: [www.luova.fi](http://www.luova.fi).



© Ali Samir

## »Ich hatte Schwellenangst«

Heike Ollertz fotografierte im Hamburger »Pik As«. Und fragte sich, was sie zeigen möchte und wann die Kamera besser in der Tasche bleibt.

Frank Keil

*Frau Ollertz, Sie haben sechs Monate lang das Leben in der Hamburger Obdachlosenunterkunft »Pik As« dokumentiert. Was dachten Sie, als Sie zum ersten Mal dort waren?*

Es war im Winter, im Dezember, es standen nicht sehr viele Leute draußen, weil es eben sehr kalt war, aber ich hatte schon Schwellenangst – Angst, über die Schwelle zu treten. Die hat auch eine ganze Weile angehalten, sodass ich gar nicht wusste, ob ich das schaffe: fotografisch, emotional und ob ich den Zugang zu den Menschen bekomme.

*Wie sind Sie vorgegangen?*

Ich habe erst einmal lange mit Tobias Barta gesprochen, einem der Sozialarbeiter, damals kommissarischer Leiter des Hauses. Er hat mir alles gezeigt,

wir hatten ein sehr offenes Gespräch. Vom Träger des »Pik As«, dem städtischen Unternehmen *Fördern und Wohnen*, habe ich mir das Okay geholt, dass ich bei meinen Bildern freie Hand habe, denn ich wollte auf keinen Fall, dass mir hinterher jemand sagt, was ich zeigen darf und was nicht. Das war dann unsere Vereinbarung: »Ich komme hierher, um umgeschönt zu zeigen, was ist; aber ich möchte euch unterstützen.«

*Und die Bewohner?*

Natürlich habe ich alle Bewohner, die ich fotografiert habe, vorher gefragt. Und ich habe auch von allen eine schriftliche Einverständniserklärung, wo auch genau erklärt wird, in welchem Rahmen die Bilder gezeigt werden.

*Sie sagten, Sie waren unsicher, ob Sie es fotografisch hinbekommen würden.*

Zum einen ist Sozialreportage überhaupt nicht mein Schwerpunkt. Ich mache viele Reise Geschichten und Portraits für Magazine, da werde ich nicht häufig mit sozialen Konflikten konfrontiert. Zum anderen hatte ich einen Konflikt mit mir selbst: Was kann ich wie zeigen? Ich habe mich dann entschieden: Ich nehme nur vorhandenes Licht und nach Möglichkeit kein Stativ, um so beweglich und unauffällig wie möglich zu sein. Ich wusste anfangs auch nicht, ob ich es schaffe, die Nähe zu den Menschen auszuhalten. Gut, Nähe ist jetzt vielleicht ein zu großes Wort, aber wie würde es sein, vielleicht absolut betrunkenen, vollgedröhnten, psychotischen Leuten zu



begegnen, die vielleicht rumschreien, und das auch noch zu fotografieren?

*Gab es Szenen, in denen Sie nicht fotografiert haben?*

Die gab es und das hat mich sehr beschäftigt, weil ich Menschen in Situationen gesehen habe, in denen ich kein Foto machen wollte – und unsicher war, ob das falsch ist. Weil ich mich gefragt habe: Würde eine gute Bildjournalistin jetzt nicht ein Foto machen? Nur – ich fand es nicht richtig!

*Ein Beispiel?*

Einmal saß da einer vor mir in einem so jämmerlichen Zustand, es war wie ein Abziehbild eines Obdachlosen, es hat die Härte und die Konsequenz von einem Leben auf der Straße auf den Punkt gebracht. Aber ich habe es nicht gemacht ...

*Was war das Besondere?*

Sein Zustand. Und dann hatte er diese schweren, braunen Stiefel an, saß da und allen Ernstes klappt der Schuh vorne hoch, die Sohle hatte sich gelöst und man sah den blanken Fuß – im Winter. Das war schon fast kitschig.

*Ein Stilleben.*

Genau. Aber der Mann war in einem wirklich erbärmlichen Zustand, total psychotisch, eingepinkelt, abgemagert und betrunken. Ich hätte ihn fragen können, ob ich ihn fotografieren darf, er hätte vielleicht Ja gesagt und womöglich hätte er mir das auch unterschrieben. Aber er hätte bestimmt nicht gewusst, worauf er sich da einlässt. Und mir war klar: Das mache ich nicht! Kurze Zeit später hat der *World Press Photo*-Gewinner Paul Hansen in einem Interview einen sehr schönen Satz gesagt: »Die besten Bilder sind oft die, die wir nicht machen.« Das war für mich die wichtigste Erkenntnis in diesem Arbeitsprozess: zu verstehen, dass es manchmal besser ist, Bilder nicht zu machen.

*Neben den Porträts haben Sie auch viele Bilder von Details gemacht: Blicke in Räume, auf Wände ...*

Räume und Wände waren spannend: Man kann an dem, was die Leute noch haben oder womit sie sich umgeben, unheimlich viel erzählen. Was sie an die Wand pinnen, obwohl sie nur eine Tüte mit ihren letzten Sachen haben, das erzählt viel über ihre Lebenssituation.

*Gibt es Fotos, die Sie gemacht haben, aber nun nicht zeigen?*

Die gibt es. Einmal habe ich bei der Entlausung fotografiert, da kam ein externer Obdachloser, der meinte: »Macht bitte mal was, die Viecher nerven.« Er war ziemlich angetrunken, er hatte unter der Jeans eine lange Unterhose an, sitzt da, relativ breitbeinig, raucht eine Zigarette und du siehst: Die Unterhose ist total gelb, weil sie so eingepinkelt ist. Das Foto habe ich gemacht, aber ich zeige es nicht. Ich zeige eines, wo er sitzt, aber man sieht das nicht. Und dann gibt es Fotos von Beinwunden, die einfach schlimm sind: Offene Beine sind ein großes Problem im »Pik As« und ich finde es wichtig, das auch zu zeigen. Und es gibt ein solches Bild, aber es ist eine Totale, keine Großaufnahme. Eine Großaufnahme mag mehr schocken, aber sie erzählt auch nicht mehr als ein Blick von weiter weg. Einmal allerdings habe ich eine Großaufnahme gemacht: auf Wunsch des Krankenpflegers, für die Ärztin.

*Zuerst erschienen in der taz Nord, 1.11.13.*



*Wer kein Bett abbekommt, muss auf Treppenhaus und Flure ausweichen.*



*Bis zu 16 Männer teilen sich ein Zimmer.*



*Ernst B. (83) lebt seit 40 Jahren im Pik As. Sozialarbeiter Tobias Barta erkundigt sich nach seiner Verfassung.*



*Pascal und sein Hund Balu.*



Heiko S. (51) mit seiner Hündin Maus. Ins *Pik As* darf man seinen Hund mitnehmen - das ist bundesweit einmalig.



### Die Fotografin

Heike Ollertz, 45, geboren in Duisburg, studierte in Berlin und ist seit 2008 freie Fotografin in Hamburg. Sie arbeitet u. a. für *Brigitte*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Mare* und *National Geographic*. Eine Übersicht über ihre fotografischen Arbeiten bietet die Homepage [www.heike-ollertz.de](http://www.heike-ollertz.de).

### Die Fotos

Die Fotos von Heike Ollertz entstanden im vergangenen Jahr anlässlich des 100ten Geburtstages des *Pik As*, das 1913 als so genanntes Polizei-Asyl eröffnet wurde. Heute ist das *Pik As* gleichermaßen Wohnheim und Notunterkunft: Abends warten bis zu 200 Menschen auf einen Schlafplatz. Eine Übernachtung kostet 1,90 Euro - für den, der das zahlen kann. Über das *Pik As* heute und seine Geschichte erzählt das Buch »Pik As - 100 Jahre Nachtasyl« mit Fotos von Heike Ollertz und Texten von Ute Mertens. Es kostet 20 Euro und ist im Hamburger *Haus für Fotografie* (Deichtorhallen) sowie beim Förderverein des *Pik As* erhältlich: [www.foederverein-pik-as.de](http://www.foederverein-pik-as.de).





*Oli P. (46) und sein Kumpel Werner S. (60).*

## »Man kann es auch so sagen: Solidarität wird bestraft.«

Ein Gespräch mit Isabel Kohler über Pierre Bourdieus Funktionsmodell, wohnungslose Auszubildende und die ungebrochene Lust an Schrankwänden.

Frank Keil

Isabel Kohler arbeitet seit elf Jahren als Sozialarbeiterin beim Obdachlosenprojekt *Hinz&Kunzt* in Hamburg, das das gleichnamige Straßenmagazin herausgibt. Ich selbst bin dort seit vielen Jahren Autor, teile mir mit einer Kollegin den Job des Chef vom Dienst. Mit Isabel ein Gespräch über ihre Arbeit und Erfahrungen zu führen, lag nahe: Vielleicht hat sie als Frau einen besonderen Blick auf die Obdach- und Wohnungslosen – denn auch wenn es obdachlose Frauen gibt, die Mehrheit, das sind nun mal Männer.

Wir treffen uns an einem Montagvormittag in ihrem Büro, das direkt neben dem Vertriebsraum liegt, wo unsere Verkäufer und Verkäuferinnen ihre Zeitungen kaufen und abrechnen können, wo sie aber auch sich ausruhen und einen Kaffee oder Tee trinken können. Wo sie sich unterhalten, wo manchmal Skat gespielt oder ein Film gezeigt wird.

Zu Isabels Füßen liegt ihr Hund Barney, ein Cocker Spaniel, der etwas niedergeschlagen wirkt. Beide haben einen anstrengenden Sonntag hinter sich. Barney mochte nichts mehr fressen, schien wenig Luft zu bekommen, und er gab ein seltsam heiseres Bellen von sich. »Ich dachte, er stirbt mir«, erzählt Isabel. Doch ein Tierarzt, der Notdienst hatte und den die beiden aufsuchten, konnte sie mit seiner Diagnose beruhigen: »Barney hat Husten; ich wusste nicht, dass Hunde genau wie wir Menschen Husten bekommen können, der behandelt werden muss.« Nun bekommt Barney Medikamente und alles wird wieder gut.

Isabel steht auf, schließt die Tür und setzt sich wieder hinter ihren Schreib-

tisch. »Soll ich mal einfach loslegen?«

*Bitte, leg mal los ...*

Ja, wie kommen wir auf die 75% Männerobdachlosigkeit und 25% Frauenobdachlosigkeit, das willst du bestimmt wissen? Wobei es eine verdeckte Obdachlosigkeit von Frauen gibt – das sagt auch die Sozialbehörde. Wie hoch die Zahl obdachloser Frauen wirklich ist, weiß man also nicht. Aber generell arbeiten alle Institutionen, die mit sich mit Obdachlosigkeit beschäftigen, mit dieser Art Formel: 75 zu 25.

*Gründe? Was denkst du?*

Aus meiner Sicht gibt es vier, fünf Gründe, die das erklären könnten. Zunächst einmal: die Insassen von Gefängnissen sind zu 98% Männer und nur zwei Prozent sind Frauen. Wenn die nun aus der Haft entlassen werden, womöglich nach einer langen Haftdauer, hast du mit denen die erste große Gruppe, der es sehr schwer fällt, sich ins normale Leben zu integrieren, also auch eine Wohnung zu finden und diese zu halten – und das sind alles Männer. Bedenkenswert finde ich auch, dass es überwiegend Männer sind, die einen schlechteren Bildungsabschluss haben, und dass sie auch viel öfter die Schule abgebrochen haben als Frauen. Bemerkenswert finde ich weiterhin auch folgenden Sachverhalt, den eine Studie erst neulich bestätigt hat und der mich schlicht umhaut: Wenn es Männern schlecht geht, psychisch wie körperlich, brauchen sie bis zu 72 Monate, bis sie sich in ärztliche Behandlung begeben. Bei Frauen ist es unter einem Jahr. Ein Mann versteckt sich eher, wartet und nimmt Hilfsangebote

lange nicht wahr. Und dann greift als nächstes immer noch unsere Rechtsprechung: Wenn es zu einer Scheidung kommt, wenn Familien auseinanderbrechen, ist es oft noch so, dass die Frau die Kinder und auch die Wohnung zugesprochen bekommt. Und das heißt für viele Männer, dass sie wohnungslos und dann im zweiten Schritt auch obdachlos werden. Das erklärt vielleicht, warum die Zahl der Männer unter den Obdachlosen so hoch ist.

*Wie 'funktioniert' aus deiner Sicht Obdachlosigkeit?*

Da arbeite ich gern mit einem Erklärungsmodell von Pierre Bourdieu<sup>1</sup>, das die Verhältnisse zwischen dem Ökonomischen, dem Kulturellen, dem Sozialen und dem Institutionellen untersucht. Ich finde, das erklärt es für mich ganz gut.

Obdachlosigkeit ist eine Ausgrenzung innerhalb der Gesellschaft. Wenn Menschen – warum auch immer, wegen einer Suchterkrankung oder weil ihr Job wegrationalisiert wurde – aus dem ökonomischen System ausscheiden und in der Folge dann stark eingeschränkt sind, dann sind sie es auch in den anderen drei Bereichen – und zwar so stark, das man insgesamt von Ausgrenzung sprechen kann. Das fängt schon bei Arbeitslosengeld-II-Empfängern an.

Wir haben hier bei uns unter den Obdachlosen eine unterschiedliche Zusammensetzung: Da sind die Wanderarbeiter, die aus Osteuropa kommen und die hier das große Glück suchen – und die keine Arbeit vorweisen können. Dann haben wir Suchterkrankte, die lange nicht mehr im Arbeitsmarkt

waren. Und dann haben wir die klassischen Wohnungslosen, die schlechte oder gar keine Bildungsmöglichkeiten hatten. In den letzten Jahren ist noch eine neue Gruppe hinzugekommen: Rentner, die sich hier Hilfe holen, weil ihre Rente zum Leben einfach nicht mehr ausreicht. Alle diese Menschen sind aus der Arbeitswelt herausgefallen oder dort gar nicht erst angekommen. Und das hat gravierende Folgen auch für das soziale Netz, in dem man sich jeweils befindet.

*Wie stellt sich das für dich gerade bei den Männern dar?*

Bei Männern lässt sich feststellen, dass sie meistens die Beziehungen zu ihren Familienmitgliedern abbrechen, wenn sie in Obdachlosigkeit geraten. Oft, weil sie sich schämen, dass sie nicht mehr in der Lage sind, die Familie zu ernähren. Sie vereinsamen und versuchen zugleich, ein neues Netz aufzubauen: Man spricht von einer eigenen Kultur der Obdachlosigkeit, wo sie sich, sozusagen, Gleichgesinnten anschließen. Frauen dagegen versu-

chen weit eher, die Kontakte zu ihrer Familie zu halten. Das entspricht auch dem gesellschaftlichen Rollenbild: Es ist immer noch so – obwohl wir doch scheinbar so emanzipiert sind – dass viele Frauen versuchen, einen Partner zu finden, der in der Lage ist, die Familie ernähren zu können. Das ist ein Auswahlkriterium, wenn eine Beziehung eingegangen wird. Es trifft Männer also besonders, wenn sie diese Garantie nicht geben, wenn sie dieses Rollenbild nicht leben oder erfüllen können ...

*... wenn sie also umgekehrt fragen müssten: Kann mich meine Frau ernähren?*

Genau! Das gibt es zum Glück ja auch schon, aber es wird gesellschaftlich noch nicht so akzeptiert.

Um nochmal auf das Erklärungsmodell zu kommen: Männer, die obdachlos geworden sind, können auch den kulturellen Bereich nicht mehr bedienen, wie zum Beispiel einfach nur zusammen ins Kino zu gehen. Oder den Kindern, die man verlassen hat, einen

ordentlichen, schönen Nachmittag zu bereiten. Und das muss nicht der teure Zoobesuch sein, das ist schon das Eis in der Eisdiele. Das ist Kleidung, das ist der Friseurbesuch, das Essengehen. Statt dessen gibt es dieses allmähliche Verwahrlosen – und man tritt immer mehr den Rückzug an.

Eine ganz große Rolle spielt auch das Institutionelle: Die Menschen müssen sich die Leistungen beim Jobcenter hart erkämpfen. Da, wo du gerade sitzt, habe ich oft Männer, die nicht mehr in der Lage sind, alleine dahin zu gehen. Die verzichten auf Leistungen, die ihnen zustehen! Das spreche ich an, und wenn sie bereit sind, sich im Hilfesystem Hilfe zu holen, sagen sie oft: 'Ich möchte gerne, dass du mich dabei begleitest'. Dass ich als professionelle Kraft mitgehen muss, damit sie ihre Rechte durchgesetzt bekommen, finde ich menschenunwürdig. Die Sanktionen, die das Jobcenter verhängen kann, können übrigens soweit greifen, dass es zu hundertprozentigen Kürzungen kommt, auch von Wohnraum. Was dann zu Obdachlosigkeit führt. Ich



© simonhoni / photocase.de

hoffe, dass es bald ein Urteil gibt, das das unterbindet. Vor der berühmt-berüchtigten Agenda 2010 war das übrigens nicht so.

Viele Obdachlose, die sich längere Zeit in der Obdachlosigkeit befinden, erkranken schwer – psychisch wie körperlich. Das führt zur ernsthaften Reduzierung ihrer Lebensjahre. Ihre Sterblichkeit erhöht sich im 45sten, 46sten Lebensjahr! Je länger sie sich auf der Straße befinden, umso mehr verstärken sich die körperlichen und psychischen Beschwerden. Es geht um Schlaflosigkeit, man hat keine Tiefschlafphasen mehr, was erwiesenermaßen dazu führt, dass Menschen psychische Probleme bekommen. Und der Weg raus aus der Obdachlosigkeit wird immer schwieriger.

*Kann nach deiner Erfahrung Obdachlosigkeit jeden treffen? Oder trifft es nur bestimmte Menschen?*

Als ich hier anfang zu arbeiten, hat mein Kollege oft gesagt: Es treffe nicht alle Menschen, es sei immer ein gewisser Schlag an Menschen, die in die Obdachlosigkeit kommen. Menschen, die Suchtproblematiken haben, die aus Familien kommen, wo Gewalt an der Tagesordnung war, und dann die Haftentlassenen. Mittlerweile hat sich das durch den fehlenden Wohnungsmarkt drastisch verändert. Bei immer mehr Sozialwohnungen läuft die Sozialbindung aus, zugleich sorgt der Staat nicht für genügend Wohnraum. So trifft es mittlerweile auch die Mittelschicht.

*Ich frage das, weil ich als Journalist immer wieder höre: 'Oh, das kann mich auch treffen'. Etablierte Leute in großen Wohnungen mit guten Jobs sagen mir das. Ich zucke dann zusammen; ich finde, das hat oft etwas Kokettes ...*

Ich würde von mir selbst sagen: Mich kann es so schnell nicht treffen! Weil ich denke: Meine Familienmitglieder würden mich auffangen. Mein Vater ist in der Lage, eine Bürgschaft zu tragen und würde bestimmt dafür sorgen, dass ich wieder in Wohnraum komme. Wenn man aber über dieses Netzwerk nicht mehr verfügt und wenn man von Transferleistungen abhängig ist, ja, da bürgt keiner. Die Chancen sind da ziemlich gering. Ich habe hier oft An-

rufe von Auszubildenden, die nicht über ein familiäres Netz verfügen, die ihre Ausbildungsvergütung zwar erhalten, aber aus irgendwelchen Gründen aus ihrer WG müssen – und die dann dringend Wohnraum suchen. Mir fällt gerade ein Mädels ein, die war in so großer Not, dass sie zur behördlichen Fachstelle für Wohnungsnot gegangen ist – und da hat man ihr eine öffentliche Unterbringung angeboten. Das heißt: ein Platz in einem Mehrbettzimmer, mit abschließbarem Schrank, und tagsüber muss man die Unterkunft räumen. Was bitte soll eine 18jährige, die zu den Leistungsträgern dieser Gesellschaft gehören will, die an ihrer Zukunft arbeitet, in einer öffentlichen Unterkunft? Es kann also Menschen treffen, die das selbst nicht gedacht haben. Lass' nur einen Schicksalsschlag eintreten: dein Partner oder deine Partnerin stirbt bei einem Verkehrsunfall ... dich haut das völlig aus der Bahn ... du bist vielleicht Freiberufler und meldest dich wochen-, vielleicht monatelang nicht bei deinen Auftraggebern ...

*Was gelingt den Männern, die den Absprung schaffen – und sei es nur zeitweise?*

Sie können sich oft besser verkaufen. Man sieht ihnen die Wohnungslosigkeit nicht so sehr an. Sie haben oft einen relativ guten Bildungsabschluss, waren etwa in der Lage, noch die Mittlere Reife zu schaffen. Und es funktionieren noch Abläufe wie das tägliche Aufstehen, das vielen in der Obdachlosigkeit verloren geht. Und sie hatten das Glück, dass sie eine Wohnung vielleicht über die Fachstelle erhalten haben. Eine Wohnung, das ist die Basis. Das ist der Dreh- und Angelpunkt, mit einer hoffentlich guten Meldeadresse, so dass ein potenzieller Arbeitgeber denkt: 'Oh, ja – ein guter Stadtteil'. Oft sind sie nicht allzu alt, sondern eher jung – da haben wir durchaus Leute, auf die das zutrifft. Aber tendenziell verfügen viele der Jungerwachsenen, die wir hier haben, über keine guten Bildungsabschlüsse mehr. Oder sie haben gar keinen. Da ist der berufliche Werdegang vorgezeichnet: Es wird im Lager gearbeitet; es wird hart gearbeitet, bis die körper-

liche Einschränkungen kommen, wie Bandscheibenvorfälle. Und dann sind die jungen Männer wieder draußen, weil sie das auf Dauer nicht tragen können. Auch das Gefühl, schlecht entlohnt zu werden, wirkt, und viele fühlen sich dann auch schlecht behandelt – dann schmeißen sie die Flinte ins Korn und landen wieder bei uns. Das ist ja nachvollziehbar.

*Wie wichtig ist das Dach über dem Kopf?*

Das Dach über dem Kopf ist unglaublich wichtig. Aber es ist nicht alles. Wir haben hier irgendwann angefangen, auch Menschen mit Arbeitslosengeld II einzustellen, die durchaus eine Wohnung und einen Mietvertrag haben, aber wo das Geld einfach nicht zum Leben reicht und die daher jeden extra Cent nötig brauchen. Und auch wer eine Wohnung hat, ist nicht unbedingt intergeriert und im gesellschaftlichen Leben, wie wir es kennen, angekommen. Ich habe hier immer wieder Verkäufer, die wollen aus ihrer Wohnung raus, weil sie sich nicht wohlfühlen; weil sie sich dort einsam fühlen. Das betrifft besonders die, die lange draußen geschlafen haben. Denn da gab es noch die Gemeinschaft: Man macht gemeinsam 'Platte', wie es heißt. Man schützt sich – ob es nun Zwangsbeziehungen sind oder echte Freundschaften. Man war doch eher in einem Team zusammen. Und wenn dann Menschen das Glück haben, eine Wohnung zu bekommen, und sie den Mietvertrag alleine unterschreiben, dann müssen sie neu lernen. Sie müssen lernen, allein zu leben, allein in ihrem Wohnraum; auch am Abend und auch am Sonntag. Und daran scheitern sehr viele. Ein Beispiel: Da bricht wie jetzt der Winter an, es wird kalt – und die ehemals Obdachlosen nehmen einfach ihre Freunde zu sich. Weil sie sagen: 'Ich kann es nicht ertragen, dass meine Freunde im Winternotprogramm sind, wo es überfüllt und laut und furchtbar ist. Ich habe doch eine Wohnung, ich nehme die zu mir'. Da macht ein Vermieter natürlich nicht mit. Dann kommt es zur Kündigung und sie sitzen wieder draußen. Man kann es auch so sagen: Solidarität wird bestraft.

*Was gibt dir die Kraft, diesen Job zu machen?*

Oh! Ich kriege hier sehr oft Kraft zurück. Ich kriege sie zurück, wenn mir einer der Verkäufer nur auf die Schulter haut und mir einfällt, dass wir letzte Woche ein gutes Gespräch hatten. Ich kriege Kraft zurück, wenn ich mal wieder einen Wohnraum angeboten bekomme, den ich vermitteln kann. Es sind oft die kleinen Erfolge. Wie etwa, dass ich jemanden überreden kann, zum Schmerztherapeuten zu gehen; dass ich jemanden überzeugen kann, das man mit diesen Schmerzen nicht leben muss – und dass sich so etwas ändern kann. Und wenn der dann noch kommt und sagt: ‘Das war eine gute Idee!’ – na, dann freue ich mich! Oder es kann sein, dass einer reinkommt, er erzählt mir von seinem schlechten Tag und ich höre einfach nur zu – ich wiederhole vielleicht, was er sagt oder ich sage auch gar nichts und es geht ihm besser, weil er das Gefühl hat: Jetzt hat mir jemand zugehört. Weil ... das brauchen wir alle. Und dann sind da noch die Kunden, die uns anrufen, die uns etwa darauf hinweisen, dass einer unser Zeitungsverkäufer vorm Supermarkt, wo er steht, schlecht aussieht. Da merke ich: das funktioniert. Der Verkäufer hat seine Kontakte, und es gibt Leute, die machen sich Sorgen um ihn und die melden sich bei mir und geben mir einen Tipp. Es gibt hier viele Erfolgsgeschichten. Und es gibt Tage, wo man Geschichten hört, die einen traurig machen. Aber dann geht die Tür wieder auf und es passiert wieder etwas sehr Schönes.

*Es gibt eine gute Balance?*

Es gibt eine gute Balance. Aber es gibt Tage, wo man nicht die Zeit findet, über alles nachzudenken. Als ich in Elternzeit war, fing ich nach etwa sechs Wochen an, gewisse Geschichten zu erzählen, die mich stark belastet hatten. Unter anderem war da ein Verkäufer, der mir gegenüber saß und ich hab nur seinen Daumen gesehen, hab ihn gefragt: ‘Was hast du denn da gemacht? Ist dir da was drauf gefallen?’ Denn der komplette Nagel war aus dem Nagelbett raus. Und dann hat er mir seine zehn Finger gezeigt und gesagt:

‘Die habe ich mir rausgerissen.’ Also der war psychisch derart angeschlagen, dass er sich so selbst bestraft hat. Und das haut einen dann schon um. Wie schlecht muss es jemanden gehen – er hatte übrigens eine Wohnung – dass er so etwas tut? Da ist dann psychologische Hilfe gefragt.

*Das Telefon klingelt; Isabels Antworten entnehme ich, dass jemand nach einem Verkäufer fragt, den dieser Jemand lange nicht mehr gesehen hat. Isabel erzählt ihm, das der Verkäufer nicht mehr bei uns ist, dass er einen Job hat, dass sie nicht wüsste, wo er nun wohnt, und auch wenn sie es wüsste, sie dürfe die Daten nicht rausgeben und sie bitte dafür um Verständnis.)*

Da siehst du es: Eine Frau fragt nach einem Verkäufer, den sie lange nicht mehr gesehen hat. Es funktioniert.

*Hörst du manchmal, dass Obdachlose auf der Straße leben wollen?*

Ja, tu ich, und das ist totaler Quatsch! Ich kriege das immer wieder beim Stadtrundgang<sup>2</sup> mit, wo es übrigens meistens die Männer sind, die kommentieren: ‘Obdachlosigkeit, das ist frei gewählt! Jeder hat Anspruch auf Arbeitslosengeld II. Keiner muss draußen schlafen!’. Aber die Zusammenhänge, die verstehen sie nicht. Und sie wissen nicht, wie das ist, Leistungen zu beantragen, und wie man sich dann fühlt. Wenn man wirklich mit wachen Augen durch die Stadt geht, ist das ganz schön traurig. Man könnte sich hinsetzen und eine Runde heulen.

*In den elf Jahren, die du hier arbeitest: Hat sich dein Bild Männern gegenüber geändert?*

(denkt lange nach)

*Sind Eindrücke neu hinzugekommen?*

(lacht) Was mich anfangs ein bisschen umgehauen hat, aber das noch immer tut: Wenn Männer, die lange in Armut gelebt haben und die dann endlich das Glück hatten, eine Wohnung zu bekommen – wie schnell dann wieder traditionelle Werte greifen: Und sie besorgen sich eine Schrankwand. So eine typische Schrankwand, die schon lange out ist und völlig unmodern. Und

was mich auch immer wieder erstaunt: Wie schnell sie sich von den Menschen entfernen, die sich noch in dieser Armutswelt befinden. Die Solidarität, die lange da ist, auch die Empathie für den anderen – das vergessen sie. Ich weiß nicht, ob es ein Selbstschutz ist, um sich abzugrenzen, aber sie wollen das nicht mehr – mit dem anderen mitfühlen. Und das finde ich erstaunlich. Als hier vor einigen Jahren von Teilen der Politik für die Innenstadt ein Bettlerverbot gefordert wurde, war es ganz schwierig, die Verkäufer zu mobilisieren. Die haben sich gar nicht mehr als Bettler gesehen. ‘Wir sind ja die Verkäufer!’ Dass sie oft selbst gebettelt haben, bevor sie Verkäufer wurden, das war wie ausgelöscht! Die wollten am liebsten, dass alle Bettler verschwinden! Da war keine Solidarität mehr zu erkennen. Das würden Frauen anders regeln – hoffe ich zumindest ...

Und noch mal zu mir: Das, was ich habe, kann ich heute doppelt schätzen. Wenn ich nach Hause komme und meine Wohnung aufschließe, ist da sofort eine wohlige Wärme. Dass ich das Glück einer Wohnung habe, gesund zu sein, einen guten Arbeitsplatz, eine gute Familie, die mich nicht im Stich lässt, was mir unheimlich viel Sicherheit gibt, und das in diesen eigenen vier Wänden – das kann ich jeden Tag in vollen Zügen genießen.

#### Anmerkungen

- 1 frz. Soziologe und Sozialphilosoph (1930-2002), Mitbegründer der globalisierungskritischen Bewegung *attac*.
- 2 *Hinz&Kunzt* veranstaltet regelmäßig Stadtrundgänge: Obdachlose oder ehemalige Obdachlose führen durch die Stadt und zeigen die Orte, wo man als Obdachloser lebt. Sie werden oft von Schulklassen, Freizeit- und auch von Betriebsgruppen gebucht.

# »Ich hab nicht gedacht, dass sich alles zum Guten wendet.«

Horst Breforth ist 72 Jahre. In denen hat er vor allem gelernt, dass es irgendwie immer weiter geht.

Frank Keil

Ah, endlich Feierabend! Obwohl es noch gar nicht Abend ist. *Hinz&Kunzt*-Verkäufer Horst Breforth streckt seine müden Beine aus, nimmt einen Schluck Kaffee: Von 10 bis 15 Uhr verkauft er *Hinz&Kunzt*. »Hört sich nach wenig an, aber wenn du all diese Stunden auf dem harten Boden stehst, das geht ganz schön in die Knochen«, sagt er. Er steht seit dem Sommer 2013 vor dem Einkaufszentrum in der Schweriner Straße, beim Bahnhof Rahlstedt um die Ecke. Dass er *Hinz&Kunzt* verkaufen könnte, auf diese Idee hat ihn ein Freund gebracht, der *Hinz&Künzler* ist.

Horst ist Rentner, doch seine Rente reicht hinten und vorne nicht: Schon Mitte des Monats wird es knapp, muss er jeden Cent umdrehen. Er hofft, dass er mit seinem Zuverdienst gelassener durch die Tage kommt. Dass sie nicht genug zum Leben haben, das geht immer mehr Menschen so – längst nicht mehr nur Obdachlosen. Seit 2009 dürfen deswegen bei *Hinz&Kunzt* auch Menschen als Verkäufer anfangen, die eine Wohnung haben – wenn sie sehr wenig Geld haben und ihnen deswegen vielleicht sogar der Verlust der Wohnung droht.

Es hat ein bisschen gedauert, bis Horst in Rahlstedt als der örtliche *Hinz&Kunzt*-Verkäufer angenommen wurde: »Am Anfang dachten viele, ich verkaufe den 'Wachturm', denn die Wachtürme stehen ja hier auch«, sagt er. Aber mit denen hat er sich mittlerweile geeignet, dass sie an unterschiedlichen Stellen stehen und nicht mehr verwechselt werden.

Was ihn neben dem Verkaufen der Zeitung mit *Hinz&Kunzt* verbindet: Er hat am selben Tag Geburtstag, an dem

*Hinz&Kunzt* gegründet wurde: am 6. November. Und um zu verstehen, warum das etwas wirklich Besonderes ist, muss er ein wenig ausholen. »Na, was soll ich sagen? Wo soll ich anfangen?«, sagt Horst und beginnt zu erzählen.



Er geht lieber auf Montage. Flickt Kesselanlagen in Heizkraftwerken, überall in der Bundesrepublik. Auch im damaligen Kohlekraftwerk im Hamburger Hafen arbeitet er. Hamburg gefällt ihm sofort; immer wieder liebäugelt er damit, dass Hamburg doch ein netter Flecken zum Leben sein könnte. Aber noch ist es nicht so weit.

Erstmal geht es Anfang der 70er ins Ausland – zuerst nach Südafrika. »Das war noch zur Zeit der Rassentrennung, das war keine einfache Zeit. Wenn du dich da als Weißer falsch verhalten hast, bekamst du Probleme.« Nach drei Jahren schickt ihn seine Firma weiter – nach Chile. »Ich war bei den Vorarbeiten für das Weltraumteleskop in der Atacamawüste dabei.« Das Land gefällt ihm. Sehr sogar. Horst sagt: »Wenn ich noch mal so könnte, wie ich wollte – also Chile, das wäre was!« Er schweigt einen Moment, fragt dann: »Schon mal was von den blauen Nächten gehört?« Also: Wenn der Wind vom Pazifik her weht, dann trägt er den Sand hoch – und das Salz, was mitgetragen wird, lasse die Luft wunderbar blau schimmern. »Aber nur nachts. Und nur bei Vollmond!« Horst schaut, als blicke er weit, weit weg in die Ferne: »Wahnsinn!«

Aber auch in Chile sind alles andere ruhige Zeiten. General Pinochet und seine Junta regieren das Land mit eiserner Härte. Horst bekommt Kontakt zu der berühmten *Colonia Dignidad*, der streng abriegelten Siedlung des deutschen Sektenführers Paul Schäfer, der seine Gemeindeglieder wie Gefangene hält und in dem das Pinochet-Regime seine Gegner foltern lässt. Horst wiegt den Kopf: »Wir haben da ein paar Leuten geholfen, dass sie da

Geboren wird er 1941 in einem abgeschiedenen Ort am Niederrhein. Seine Eltern haben kleinen einen Hof: »Zehn Kühe, Schweine, 800 Hühner und natürlich Land.« Seine Mutter stirbt früh, der Vater wird die Haushälterin heiraten, die man von Amts wegen in die Familie schickt, was nicht unüblich ist damals. Horst macht den Realschulabschluss, lernt Huf- und Wagenschmied. »Als einer der letzten im Kreis Dinslaken«, sagt er und ein leichter, rheinischer Singsang mischt sich in seine Stimme – wie immer, wenn er von früher erzählt. Nach der Lehre geht er zur Bundeswehr. Er will technischer Offizier werden: »Aber ich bin nicht dran gekommen. Die haben viel versprochen, aber wenig gehalten«, sagt er heute. Und überhaupt: »Das mit mir und der Bundeswehr hat kein so ganz gutes Ende genommen.« Er winkt ab. Er wird im Laufe des Gesprächs noch manchmal abwinken.

Danach geht er auf die Thyssenhütte, aber sein Leben will er dort nicht verbringen: »Ich wollte kein Thyssenknecht werden, nee, wirklich nicht.«

raus kommen ...« Was da genau war und wer »wir« war – Horst winkt ab. Heißes Thema. Jedenfalls verlässt er besser das Land, es geht weiter nach Venezuela, dann nach Surinam. Und schließlich kehrt er wieder nach Deutschland zurück. Arbeitet in Frankfurt/Main auf dem Flughafen, wo gerade um die Startbahn West gestritten wird: »Ich hab noch den Steinerwerfer Fischer erlebt«, lacht Horst laut.

Aber dann, Anfang der 90er-Jahre, kommt der große Einbruch: Horst erkrankt schwer. Ein ganzes Jahr liegt er im Krankenhaus; muss mehrere Operationen wegstecken. Seine Prognose: zehn Jahre. Höchstens 15, wenn alles gut läuft. Horst arbeitet nebenher weiter, so gut er kann. 2008 sind die Ersparnisse aus den Auslandsjahren aufgebraucht. »Und ich war immer noch putzmunter. Ich hab mich zuerst geärgert, aber dann dachte ich: Damit kannst du gut leben.«

Und das hat er auf seine Weise geschafft: Er ist nach Hamburg gezogen, er lebt in einer kleinen Wohnung in Mümmelmannsberg, ist dort in zwei Nachbarschaftsvereinen aktiv und vor allem malt er mit Leidenschaft, hat auch schon ausgestellt: »Kunst und Gesundheit, das passt gut zusammen.« Und so ist jeder 6. November für ihn ein ganz besonderer Tag: Weil er Geburtstag hat und weil jeder Geburtstag von einem Jahr erzählt, mit dem er nicht rechnen konnte. Und so soll es weitergehen. Jahr für Jahr. Er nimmt einen letzten Schluck Kaffee und sagt: »Ich hab zwischendurch nicht gedacht, dass sich alles noch mal zum Guten wendet.«

Zuerst erschienen auf  
www.hinzundkunst.de, 6.11.13.

## StraßenMänner – ein Thema auch bei YouTube

### **Obdachlos: Wenn das Leben entgleist** (2012)

Film v. Holger Baars, 44 Min., NDR (»45 Minuten«), veröffentlicht 3.3.12.  
Es war ein Augenblick tiefer Traurigkeit und Verzweiflung. Nach zwei Jahren auf der Straße trifft der 32-jährige Obdachlose 'Bommel' seinen früheren Arbeitgeber wieder. Er zeigt dem Reporter, wo er in guten Zeiten sein Geld verdient hat.  
> <https://www.youtube.com/watch?v=4WyGKnXFgA>

### **Seitenwechsel – ein Manager unter Obdachlosen** (2013)

Film v. Andreas Knuffmann, 28 Min., NDR (»Nordreportage«), veröffentlicht 6.11.13.  
Ein Hamburger Manager bewegt sich eine Woche lang in der Welt der sozial Schwachen. Diese Zeit verändert seine Perspektive auf das Leben und die Menschen nachhaltig.  
> <https://www.youtube.com/watch?v=4BydotHWHNY>

### **Unter null – Obdachlos durch den Winter** (2009)

Reportage v. Günter Wallraff und Pagonis Pagonakis, 44 Min., veröffentlicht 3.4.12.  
> <https://www.youtube.com/watch?v=iiB-GF10hEc>

### **Die Kinder vom Hauptbahnhof – Abgehauen und ohne Bleibe** (2012)

Film v. Christian Jentzsch, 28 Min., ARD (»exklusiv«), veröffentlicht 16.5.13.  
Sascha ist 18 und obdachlos. Er übernachtet mit seinen Freunden Kay und Ronny auf einer Friedhofstoilette. Zehn Quadratmeter Heimat zwischen Fliesen und Pinkelbecken, mitten in Hamburg. Wenn der Morgen graut, machen sie sich auf den Weg zum Hauptbahnhof. Dort verbringen sie den Tag und betteln. Das Geld reicht nur fürs Nötigste, für Essen und einen warmen Kaffee.  
> <https://www.youtube.com/watch?v=THEW3pa87eA>

### **Deutschlands neue Slums – Das Geschäft mit den Armutseinwanderern** (2013)

Film v. Isabel Schayani und Esat Mogul, 28 Min., ARD (»exklusiv«), veröffentlicht 20.8.13.  
Dortmund im Frühsommer 2013. Zwei Gestalten laufen durch die Nacht, mit einem Bündel Habseligkeiten. Zuletzt etwas gegessen haben sie gestern, sagen sie. Wo sie schlafen werden? Vielleicht in einem alten Transporter, im Park oder in einem Keller – wie viele andere Bulgaren und Rumänen auch. Die Reportage begleitet die neuen Armutseinwanderer ein halbes Jahr lang und versucht herauszufinden, wer an den Menschen »ganz unten« verdient. Unter welchen Umständen kommen sie nach Deutschland? Wer sind die Leute, die ihnen statt Wohnungen Matratzen oder Kellerlöcher vermieten? Wer lässt sie unter unwürdigen Bedingungen arbeiten, oftmals nur für einen Hungerlohn, wie sie erzählen? Die Reporter erleben hautnah mit, was EUPolitik für die Menschen vor Ort bewirkt.  
> <https://www.youtube.com/watch?v=cD49AaPuZ1s>

### **Platte machen - eine Woche unter Obdachlosen** (2006)

Film v. Ina Reuter und Marko Rösseler, 28 Min., veröffentlicht 12.12.11.  
Platte machen heißt auf der Straße schlafen. Aber was es heißt, ohne festes Dach über dem Kopf in Deutschland zu leben, das wissen nur die, die das schon mal gemacht haben. Eine Woche lang haben deshalb Ina Reuter und Marko Rösseler selbst »Platte gemacht« und Menschen begleitet, die auf der Straße leben - rund um die Uhr.  
> <https://www.youtube.com/watch?v=q7nyAmk24pA>

### **7 Tage unter Pennern** (2013)

Film v. Julian Amershi, Nikolas Müller und Benjamin Arcioli, 30 Min., NDR (»7tage«), veröffentlicht 28.8.13.  
Sieben Tage waren Julian Amershi und Nikolas Müller in der Bahnhofsmission am Bahnhof Zoo in Berlin – zusammen mit bis zu 600 Obdachlosen, die täglich Wärme und ein Zuhause dort suchen.  
> [https://www.youtube.com/watch?v=Tnhjb5LSU\\_M](https://www.youtube.com/watch?v=Tnhjb5LSU_M)

### **Richard Brox: Seit mehr als 20 Jahren obdachlos** (2014)

Studiosgespräch, 28 Min., SWR1 (»Leute«), veröffentlicht 3.5.14.  
Richard Brox wuchs bei Pflegeeltern und in Kinder- und Jugendheimen auf. Er hat keinen Schulabschluss und keine Ausbildung. Er war drogensüchtig und verlor seine Wohnung. Er ist seit 1991 obdachlos und gibt anderen Betroffenen Tipps via Internet.  
> <https://www.youtube.com/watch?v=OrwhK9O2Lfw>

Zusammenstellung: Alexander Bentheim



## Bücher, Broschüren &amp; mehr

Clemens Janosch

**un-gewohnt****Wohnungslose Menschen stellen sich vor. Fotos und Lebensgeschichten**

Freiburg: Lambertus 2007. 76 Seiten.

ISBN 978-3-7841-1673-0. Euro 25,40

Im Alltag begegnen wir häufig Wohnungslosen. Unser Blick auf Menschen, die auf der Straße leben, ist von zahlreichen Vorurteilen geprägt. Schon unsere Sprache ist mit Abwertungen und Vorurteilen durchzogen: Penner, Stadtstreicher, Nichtsesshafte, Wohnungslose, Herumtreiber, Obdachlose, Strolche, Stromer. Unser Wortschatz kennt zahlreiche Bezeichnungen für Menschen »ohne festen Wohnsitz« (OFW), wie es im Amtsdeutsch heißt. Clemens Janosch, Sozialarbeiter, Fotograf und Mitarbeiter einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe des Caritasverbands Rastatt, will uns die Lebensgeschichten von Wohnungslosen näher bringen und Verständnis für ihre Situation schaffen. Anderthalb Jahre lang hat Janosch wohnungslose Menschen begleitet, sie fotografiert, sie nach ihrem Lebensweg und ihrer aktuellen Lebenssituation befragt. Ergebnis dieser »un-gewohnten« Begegnungen sind Portraitfotos und Kurzbiographien von 40

wohnungslosen oder ehemals wohnungslosen Menschen.

Der Sozialarbeiter bat die Wohnungslosen neben einer Portraitaufnahme um kurze Statements dazu, wie sie zurzeit leben, was der Anlass für ihre Wohnungslosigkeit war, was der glücklichste und was der schlimmste Moment in ihrem Leben war und was ihr nächstes Ziel ist. So erfahren wir von Peter, Jahrgang 1959, dass er Heizer auf einer Dampflokomotive im Osten war, bis er 1993 seinen Job und seine Wohnung verlor. Seitdem ist er wohnsitzlos und wohnt zurzeit in einem Geräteschuppen. Der 51-jährige Frank ist seit 1991 obdachlos und übernachtet am liebsten auf Friedhöfen, weil er dort in Ruhe gelassen wird. Michael und Jens sind seit über 20 Jahren ohne Wohnung und leben auf einem Campingplatz.

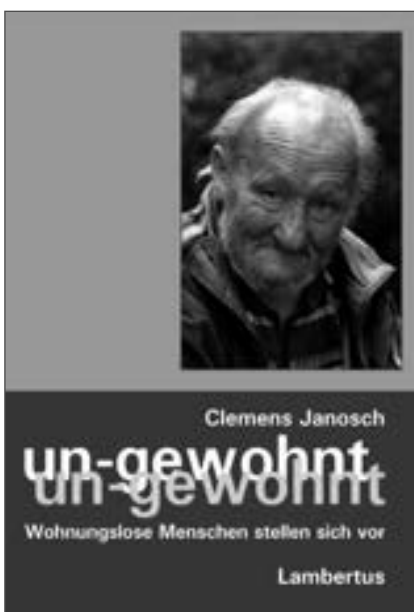
Jede/r Obdachlose erzählt seine eigene Biografie – eine Lebensgeschichte mit Höhen und Tiefen, mit Brüchen und Momenten des Scheiterns. Viele Gesichter sind von der Härte des Lebens auf der Straße gezeichnet. Die Protokolle zeigen die zahlreichen Ursachen, die in die Obdachlosigkeit führen können: Jobverlust, Mietschulden und Zwangsräumungen, Haftentlassung, Heimaufenthalte als Kind, Trennung von der Partnerin, der frühe Tod der Eltern oder des Partners, Krankheit.

Trotz dieser Vielseitigkeit der portraitierten Lebenswege auf die Straße zeichnet Janosch insgesamt ein einseitiges Bild: Wohnungslosigkeit als ein männliches Phänomen. Denn mit seinem Fokus auf ältere Männer, die schon lange »Platte machen«, zeigt er nur einen Ausschnitt. In ihrer Jahresstatistik 2005 schätzt die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAGW) den Anteil derer, die ganz ohne Unterkunft auf der Straße leben (»Platte machen«), auf fast 30 Prozent der Menschen, die sie als wohnungslos betrachtet. Erst diese langjährige Wohnungslosigkeit ist männ-

lich. Dagegen sind Frauen oftmals nur kurzzeitig von Wohnungslosigkeit betroffen, kommen eher bei Bekannten – oft zum Preis sexueller Gegenleistungen – unter und nehmen schneller Angebote der Wohnungslosenhilfe wahr. Zwar beträgt der von der BAGW 2005 erhobene Frauenanteil »nur« 14 Prozent, sie geht aber von einer hohen Dunkelziffer aus, da »weibliche Wohnungslosigkeit« unauffälliger ist. Insgesamt schätzt sie deshalb den Anteil der Frauen an Wohnungslosen auf knapp ein Viertel. Wohnungslose Frauen sind bei Janosch unterrepräsentiert. Im Fotoband stellt er lediglich drei Frauen vor, eine davon als Partnerin (Ute), zwei immerhin als ein lesbisches Paar (Elke und Silvana). Weibliche Wohnungslosigkeit und ihre spezifischen Ursachen werden kaum dargestellt. Die meisten portraitierten Wohnungslosen sind recht alt, das liegt daran, dass zumeist Männer jenseits des vierten Lebensjahrzehnts »auf Platte« sind. Der jüngste Portraitierte ist 28 Jahre alt. »Straßenkinder« und jugendliche Wohnungslosigkeit kommen nicht vor. Dabei ist der Anteil der jungen Wohnungslosen laut BAGW in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen. (...)

Ungeachtet dieser etwas einseitigen Perspektive auf Wohnungslosigkeit ... ist zu hoffen, dass sein Buch eine große Leserschaft findet. Denn die Wohnungslosen, die Janosch portraitiert hat, verdienen es, dass man ihre Lebensgeschichten liest: Hinter der Berberfassade verbirgt sich oft eine außergewöhnliche Biographie. Bilder und Texte können auch als Ausstellung beim Caritasverband Rastatt ausgeliehen werden.

Christian Schröder



Abdruck mit freundlicher Genehmigung von *socialnet*  
([socialnet.de/rezensionen/4814.php](http://socialnet.de/rezensionen/4814.php))